Nr. 29. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 17. Juli 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder **Mk. 2,50.**
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die **„Wochenschrift“** erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der **„Jeschurun“** Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Unsere Trauer und unser Trost.

(Zum 9. Ab.)

In allen Gotteshäusern Israels wird am kommenden Sabbat aus dem Buche des Propheten Jesajah gelesen. Einem alten Brauch gemäß werden während der drei Sabbate, die dem Erinnerungstage der Zerstörung des Tempels durch Titus vorangehen, strafende Reden aus den prophetischen Büchern verlesen, um Israel die Ursachen des Verfalls und des göttlichen Zornes, der sich zu jener Zeit in vollem Maße über den jüdischen Stamm ergossen, in Erinnerung zu bringen. Ist der Trauertag um die Zerstörung der heiligen Stätte vorüber, so werden wiederum während sieben aufeinander folgenden Sabbate in den jüdischen Gotteshäusern trostverheißende Reden der Propheten verlesen, welche mit prophetischer Begeisterung Israel Trost und Mut zusprechen, dem jüdischen Stamm die volle Bedeutung der Gnadenwahl durch Gott in Erinnerung bringen und ihn in dem harten Kampf, den er um sein Dasein führen muß, zum geduldigen Ausharren ermutigen.

Es ist eine alte Stimme, welche zu uns am kommenden Sabbat im Gotteshause spricht; mehr denn zweieinhalb Jahrtausende sind vergangen, seitdem der große Prophet Jesajah voll sittlicher Entrüstung über die Verirrungen unserer Vorfahren seine warnende und strafende Stimme erhoben hat. Er sprach damals zum ganzen Volke, zu seinen Großen und Häuptern, zu seinen Priestern und Führern, zu der großen Masse der Nation. Er zog die Großen zur Verantwortung ob ihres häßlichen Egoismus, ob der groben Verletzung ihrer Pflichten, ob ihrer Herrsch- und Gewinnsucht; er tadelte die Priester, welche das Heiligtum Gottes zu einer Stätte der schnöden Gewinnsucht und der Volksverführung herabgewürdigt; er rüttelte an dem schlummernden Volksgewissen und führte der Nation ihre ganze Verstocktheit vor, ihren moralischen und materiellen Niedergang, ihr Versinken in dem Schlamm der Genußsucht und der niedrigen Gelüste.

Nicht wahr, wenn wir diese flammenden Reden des großen Propheten lesen, wenn wir hören, mit welcher Bitterkeit er von den „Fürsten Sodoms“, von dem „Volk Amoras“ spricht, wenn wir lesen, daß er den damaligen Großen den Vorwurf entgegenschleudert: „Ihr seid alle Abtrünnige, Diebesgesindel, ihr, die ihr Bestechungen liebt und nach schnödem Gewinne jagt, die ihr der Waisen nicht annehmt und den Streit um das Recht der Witwe nicht führt“, — nicht wahr, wenn wir diese harten Worte des Propheten lesen, so werfen wir uns in die Brust und rufen mit stolzer Genugthuung aus: So schlecht, wie jene waren, sind wir doch nicht; uns treffen solche Vorwürfe keineswegs!

Gewiß treffen uns solche Vorwürfe nicht; aber sind wir denn wirklich um vieles besser als unsere Vorfahren, gegen die sich die strafende Stimme unserer Propheten erhob? Sind nicht auch wir abtrünnig geworden dem geistigen Erbe Israels? Haben wir nicht im Laufe eines Jahrhunderts mit frivoler Hand alles zerstört, was Israel während dreier Jahrtausende geschaffen, was unser Stamm in heißen Kämpfen, in Strömen von Blut verteidigt hat? Sind unsere Großen, unsere Gemeindeführer und Lehrer des Gottesworts stets bereit, ihre unserem Stamme gegenüber übernommene Pflicht zu erfüllen? Oder herrscht nicht vielmehr unter uns in den meisten Fällen auf Seiten der Leiter der Gemeinde Hochmut und Herrschsucht, auf Seiten der Lehrer Unselbständigkeit und Kriecherei? Nein! Wir sind nicht viel besser als unsere Vorfahren, aber wir stehen ihnen in vielem nach. Dort sehen wir wenigstens die Sünde

in ihrer ganzen Unmittelbarkeit, in ihrer frivolen Nacktheit, ohne Scheinheiligkeit, ohne Feigenblatt. Die „Fürsten Sodoms“, welche Jesajah mit so bittern Worten tadelt, haben sich nie als edle Patrioten ausgegeben, sie haben sich nie die Führerschaft auf Grund ihrer Verdienste angemaßt; sie waren harte Tyrannen, welche ihre Herrschaft mit Gewaltmitteln zu behaupten suchten. Und die öffentliche Moral? Sagt an, wie würdet ihr mit Leuten verfahren, die euch so die Wahrheit ins Gesicht schleudern würden? die euch zurufen möchten: eure Gotteshäuser sind dem Götzendienste geweiht, weil sie die wahre religiöse Heiligkeit entbehren, weil die Liturgien unverstanden abgeleiert werden, weil ihr stets nur auf die leere Aeußerlichkeit seht, auf den faden Pomp, mit dem ihr den „Andern“ imponieren wollt, weil ihr in der letzten Zeit sogenannte Rabbiner auf die Kanzel schickt, die weder das nötige Wissen noch den nötigen Ernst für diesen heiligen Beruf besitzen, die nur schlechte Komödianten sind, welche das Volksgewissen, das noch etwa vorhanden ist, vollständig zu betäuben sich bestreben. Sagt an, die ihr auf eure Tugend so stolz seid: wie würdet ihr mit solchen Männern verfahren?

Unsere Vorfahren haben sich schwer an der Lehre Gottes versündigt; sie sind der am Sinai übernommenen welthistorischen Mission untreu geworden; sie haben sich dem Götzenkultus und den niedrigen Gelüsten ergeben — aber ganz entartet waren sie doch nicht. Sie haben ihre Sünden reichlich gesühnt, in einem Meer von Blut und Thränen, in unzähligen Leiden, in einem nicht enden wollenden Martyrium, in tausenden von erlittenen Verfolgungen. Aber sie gingen geläutert aus diesen schweren Prüfungen hervor, die Gott über sie verhängt. Merkwürdig! Was alle gottbegeisterten Propheten mit all ihren flammenden Reden nicht erreichen konnten, fünfzig Jahre des babylonischen Exils haben es bewerkstelligt. Mitten unter den götzendienerischen Babyloniern warf Israel seine selbstgeschaffenen Götzen mit Abscheu von sich, um zu dem erquickenden Quell der reinen Gotteslehre zurückzukehren!

Diese Erscheinung hat sich in Israel oft wiederholt. Auch nach der Zerstörung des zweiten Tempels durch Titus ging ein mächtiger Zug der Reue durch das Volk, das nun einsah, wodurch es dem politischen Untergang anheimgefallen. Damals war es nicht mehr der entsittlichende Götzendienst; aber es waren andere Götzen, denen Israel gefröhnt: Herrschsucht und Sittenverderbnis der Großen, während die Massen von den griechisch-asiatischen Lastern sich frei zu halten wußten. Gleichsam als ob die Vorsehung es unternommen hätte, mit Feuer die Pestbeulen aus dem Körper des jüdischen Stammes auszubrennen, verschwanden nach der Katastrophe vom 9. Ab all die Auswüchse, all die häßlichen Erscheinungen, die schnöden Laster, die moralische Verkommenheit aus dem jüdischen Stamm. Weitsehend haben damals die jüdischen Lehrer eine Schutzmauer aufgerichtet zwischen der das Leben verheißenden Lehre Israels und der sogenannten „Kultur“ der kleinasiatischen Griechlinge.

Während des Mittelalters hat der jüdische Stamm nur noch einmal wieder jene Höhe erklommen, auf der er träumen durfte, daß es nun mit seiner Leidenszeit vorüber sei. Aber auch damals ging mit dem materiellen Glück eine moralische Verkommenheit Hand in Hand. Die Zeit der geistigen Blüte der spanisch-arabischen Judenheit fiel in eine Epoche von Verfolgungen und Leiden. Gabirol, Jehuda ha-Levi und die beiden Ibn-Esra haben unter bitteren Leiden ihre unvergeßlichen Gesänge gedichtet, Moses Maimonides ist unter schweren Verfolgungen aufgewachsen; in Deutschland wüteten im Zeitalter Raschi's die Kreuzzügler. Aber es kam im 14. und 15. Jahrhundert für die Juden in Spanien eine Zeit des materiellen Aufschwungs und mit ihm ein moralischer Niedergang. Nur wenige sahen das kommende Unheil um ein Jahrhundert voraus, erhoben ihre warnende Stimme und versuchten das Volksgewissen wachzurufen. Leider vergeblich, bis das Unheil mit voller Wucht hereinbrach.

Der 9. Ab ist auch der Gedenktag der Judenaustreibung aus der spanischen Gesamtmonarchie. Und damals hat es sich gezeigt, daß die sogenannten Großen und Führer mit wenigen Ausnahmen in das Lager der Verfolger übergingen, während die großen Volksmassen die teure Heimat aufgaben, ihr Hab und Gut im Stich ließen, das leidenvolle Los der Verbannung, der Armut und des Trübsals wählten, um der ererbten Lehre treu zu bleiben. Diese Erscheinung ist so bedeutsam, daß sie uns stets in Erinnerung bleiben müßte!

Möge die lebende Generation mit Verständnis die Blätter der jüdischen Geschichte lesen, mit Ernst und mit der nötigen Nutzanwendung. Die wundervolle und wechselreiche Geschichte des jüdischen Stammes führt eine deutliche und lehrreiche Sprache. Freilich muß man sich in sie vertiefen, man darf nicht warten, bis irgend ein Harlekin sie im Leseklub bei Bier und Tabak verzapft. Auch in unseren Tagen zeigen sich ernste Anzeichen, die zu verstehen unsere dringendste Aufgabe wäre. Wir müssen uns zuerst von den Führern befreien, die unsere Verführer sind, von den Männern, welchen die Leitung der Gemeinden nur eine Befriedigung ihres Ehrgeizes ist, von den falschen Priestern, die in ihrem Amt nur eine Pfründe sehen, von dem Heer von Phrasenmachern, die unsere Glaubensgenossenschaft umschmeicheln und ihr den Ernst der Zeit verhüllen.

Unser Stamm hat ein Jahrhundert des materiellen Wohlergehens hinter sich. In diesem Jahrhundert hat Israel nichts auf dem Gebiete der Fortentwicklung des Judentums geschaffen, sondern vielmehr einen großen Teil des ererbten Gutes gewissenlos verschleudert. Dies war unsere Schuld — das ist unsere Trauer. Nun ist die Zeit der Sühne da, die Zeit unseres Trostes bricht an. Möge diese Zeit ein Geschlecht finden, das sich in männlicher Festigkeit und Beharrlichkeit bewährt. Die alten Lehrer der Agadah sprachen ein sinnreiches Wort aus: Unsere großen Propheten sprechen von Israels Schuld und von Israels Sühne; sie haben uns eine Zeit der Leiden vorausgesagt, aber zugleich im Namen der göttlichen Verheißung uns versprochen, daß der göttliche Schutz uns nimmer fehlen werde; auf die Zeit des Verfalls wird auch wieder die Zeit der Neubelebung folgen. Die Leiden sind eingetroffen, die Voraussage der Propheten hat sich in ihrer ersten Hälfte als wahr erwiesen. Nun dürfen wir auch die Gnade Gottes erhoffen.

Es ist auch unser Trost das Bewußtsein, daß solche Zustände nicht die bleibenden Institutionen Israels werden können. Es wird, es muß anders, das heißt besser werden.

Die „drei Wochen der Strafe“ sind vorüber, es kommen nun die „sieben Wochen des Trostes“ und am nächstfolgenden Sabbat werden in den Gotteshäusern Israels die ergreifenden Worte des zweiten Jesajah erklingen:

„Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott!“

Dr. S. Bernfeld.

Die Staatsjuden des Judenstaats.

Jahr für Jahr hat das letzte Viertel des XIX. Jahrhunderts traurige Ereignisse gezeitigt und die bei vielen bereits verblaßte Trauer um die Zerstörung Jerusalems wieder aufgefrischt. Diesmal hatte es den Anschein, als ob wir zu Tischah Beaw eine schadenfreudige Jubelhymne über die vollständige Verwesung des längst schon anrüchig gewordenen Antisemitismus — dieser von Zeit zu Zeit immer wieder zündenden Geschäftsreklame verschlagener Köpfe — anstimmen sollten, denn wir sahen wieder einmal das alte Sprichwort sich bewahrheiten, daß die Ratten das sinkende Schiff verlassen, und durften uns dieserhalb auf die feine Goldwitterung Ahlwardts verlassen — siehe, da schickt uns Gott eine andere Plage, und mit der vom Propheten verheißenen Umwandlung des Trauermonats in einen Freudenmonat ist es wiederum nichts, ja die Hoffnung darauf ist in recht weite Ferne gerückt. Dafür aber hat sich ein anderes prophetisches Wort glänzend bewährt, das Wort: מהרסיך ומחריביך ממך יצאו, zu Deutsch: „Gott bewahre uns vor unseren guten Freunden“, sie mögen nun Makkabäer oder Zionisten heißen oder irgend einen sonstigen heiligen Namen sich beilegen, meinetwegen den ihres neuesten Schutzpatrons Herzl, dieses Pygmalion, der sich einbildet, ein Abklatsch des Atlas zu sein, zwar nicht den ganzen Erdball, wenigstens aber einen Landstreifen, einen selbstgeschaffenen, zu tragen, dessen erster König oder mindestens Reichskanzler zu werden er hoffen darf.

Ueber die Reise des Dr. Herzl nach Konstantinopel, woselbst er sich, seine Helfershelfer und sein Unternehmen zu blamieren gedenkt, erfahren wir auf dem Wege durch die antisemitische Presse einige, der „Staatsbürgerzeitung“ aus London zugehende Details: Daselbst hat Herzl in der „Makkabäer-Gesellschaft“ einen Vortrag über seinen „Judenstaat“ gehalten, dem Juden und Christen beiwohnten. Herzl erklärte, daß der Sultan seinem Plane günstig gesinnt und auch eine große Anzahl seiner Glaubensgenossen auf dem Kontinent ihn zu unterstützen bereit sei. Der jüdische Schriftsteller Zangwill und der englische Maler Holmann Hunt gaben dem Vortragenden recht. Es fehlte jedoch nicht an starker Opposition. Oberrabbiner Dr. Adler verhält sich dem Plane Dr. Herzl's gegenüber höchst ablehnend. — Wir schließen uns dem letzterwähnten Herrn aus vollem Herzen an und sind der Ansicht, daß die Utopien seines halben Namensvetters Hertzka — Herzl nicht haben schlafen lassen und er deshalb eine Art Juden-Freiland schaffen will.

Auf wessen Beifall rechnet Herzl, und für wen will er den jüdischen Staat gründen? Die Orthodoxen, so sehr sie auch die Erstarkung und Befestigung der nationalen Idee durch die zionistische Spielerei begünstigen, dürfen nach traditionellem Ueberkommen die Erwerbung Palästinas auf diesem Wege nicht unterstützen. Die liberalen Juden, soweit sie dafür zu haben sein werden, dürften diesen Messias-Doktor nur unterstützen, um event. ihre „mießen“ Glaubensbrüder loszuwerden und unbehelligt in Europa bleiben zu können — mitgehen wird keiner von ihnen, auf die Gefahr hin, von Herzl I in Cherem gethan zu werden. Und mit diesem Ausschuß will Herzl im „Judenstaate“ Staat machen? Selbst Leo Härzberg-Frenkel, welcher die Herzlsche Broschüre sehr wohlwollend bespricht, bedauert, daß sie nicht bei Lebzeiten des Baron Hirsch erschienen sei, „da er allein der Mann war, der die Autorität, den Mut und die Mittel besaß, um ein so großes, kühnes Unternehmen zu fördern und mit allen Chancen des Erfolges an ein Werk zu schreiten, bei dem ein ganzes Volk mitbauen müßte, wenn es zustande kommen soll — während jetzt, ohne Cremieux, Montefiore und Hirsch, die Verwirklichung des großen, von Dr. Th. Herzl angeregten Gedankens sehr problematisch erscheint.“

Diesem Bedauern fügen wir noch unser Bedauern hinzu, daß diese Broschüre überhaupt erschienen ist und erhitzte Köpfe verdreht hat. Wir bedauern die Verschwendung von Unternehmungsgeist, Mut, Zeit und Geld; wenn die Sache zu realisieren wäre, hätte Baron Hirsch, der ja auch daran gedacht hat und in der glücklichen Lage war, das nötige Kleingeld dazu nicht erst zusammenschnorren zu müssen, dies schon längst gethan.

Wäre es nicht besser, das Argentinische Hilfswerk zu stützen, das doch wahrlich auch keinen Ueberfluß an geistigem Material hat, aber materiell doch schon fundiert ist, das jetzt nach dem Tode des Baron Hirsch anders geordnet werden und in andere Hände übergehen soll? Nach einer Meldung des „Woschod“ wäre die Witwe des Baron Hirsch gesonnen, der Kolonisationsgesellschaft zur Sicherstellung des Unternehmens eine Summe bis zum Betrage von hundert Millionen Francs zur Verfügung zu stellen, sich selbst aber von dem Unternehmen ganz zurückzuziehen. In der vorigen Woche sollten die sämtlichen neuen Leiter der Kolonisationsangelegenheit, Vertreter des Londoner englisch-jüdischen Bundes, der Pariser Alliance israelite, der jüdischen Gemeinden von Berlin, Frankfurt a. M. und Brüssel, sowie einige Gründer der Kolonialgesellschaft, d. h. also sämtliche Inhaber von Aktien der Gesellschaft, in London zu einer beratenden Versammlung zusammentreten zwecks Revision einiger Punkte der Statuten und Feststellung einer Richtschnur für die fernere Thätigkeit der Gesellschaft.

Und mit diesem Unternehmen will Herzl in einen Wettbewerb treten! Oder will er das Hilfswerk zersplittern, nur um seine Eitelkeit zu befriedigen? In dieser Beziehung kann er zufrieden sein, denn seine Reise kann als Triumphzug bezeichnet werden. Er darf sich einem Sabbathai Zebi oder Jakob Frank kühn an die Seite stellen — ein weiterer Erfolg ist sowieso ausgeschlossen. Die Reklametrommel wird tapfer gerührt, wie wir durch einen Bericht aus Sofia vom 17. Juni belehrt worden. Der hier schon erwähnte Bericht fängt wie folgt an: „Am 16. Juni brachte der Orient-Expreßzug den seit einigen Tagen avisierten, auf der Durchreise nach Konstantinopel sich befindenden Autor der Schrift „Der Judenstaat“, Herrn Dr. Theodor Herzl. Dieser wurde von zwei Personen an der Landesgrenze erwartet. In Sofia harrte eine

600 Köpfe starke Menschenmenge am Perron. Seiner ansichtig, schwenkten die Anwesenden die Hüte und begrüßten ihn mit Baruch habba!“

Ob die 600 Männer in Steifleinen beim Baruch habba ihre Käppchen aufbehalten haben, wird nicht gemeldet; jedenfalls geschieht es zum ersten Male, daß ein Messias mit Hüteschwenken empfangen wird, und es ist sehr zu bedauern, daß er mit der Eisenbahn angekommen ist und nicht auf einem Esel reitend, wie es sich für einen richtigen Messias gehört. Mindestens aber hätte er in Sofia ein Grautier besteigen müssen — der Andrang wird ihm wohl zu stark und die Auswahl zu schwer geworden sein.

Aber Schofar wurde geblasen, daß es die ganze Welt höre, und damit ist der Zweck erreicht!

Doch es kommt noch besser, denn der Bericht fährt fort zu erzählen, daß Herzl mit einer deutschen und einer zionistisch-französischen Ansprache begrüßt wurde, daß er ein bleiches und interessantes Gesicht habe, und als er die überraschende Kunde erhielt, daß alle Erschienenen zionistische Juden seien, schämte er sich für sie — eine andere Erklärung für das Aufsteigen der Röte in sein „interessantes blasses Gesicht“ bei dieser Wahrnehmung vermögen wir beim besten Willen nicht herauszufinden, viel besser können wir es verstehen, daß er — Thränen vergoß.

Da er, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, über das Ziel seiner Reise nach Konstantinopel alle Fragenden im Dunkel gelassen hat, so ist ein weiteres Unglück bislang nicht zu verzeichnen, denn daß manche nicht „alle“ werden, diese Erfahrung haben wir schon längst gemacht.

Daß mitten in den Bericht eines jüdischen Fachblattes, das doch mit der Diplomatie nichts zu thun hat — ohne auch nur die Zeile abzusetzen — der Satz hineingestreut wurde: „Zur gleichen Zeit“ — d. i. bei Ankunft Herzls — „war der neue französische Konsul angelangt und der Minister des Aeußern Herr Natschewitsch zur Begrüßung erschienen“, ist nur so zu verstehen, daß man den Glauben erwecken wollte, als seien diese beiden Herren zur Begrüßung Herzls erschienen, und das ist nichts anderes als eine auf Düpierung des Lesers abzielende Wendung. Diese Wendung aber zeigt uns die Taktik, deren sie sich bedienen, zeigt uns in ungeminderter Lebensgröße, sie — die Staatsjuden des Judenstaats.

Dr. Singer-Coblenz.

Der D.-I. G.-B.

Colbergermünde, 5. Juli.

Da sitze ich nun schon an die zwei Wochen am kühlen Ostseestrande, mit den besten Absichten von der Welt, den Aerger des ganzen Jahres in der Meeresflut zu ertränken, sitze nichts Böses ahnend und allen Mitmenschen das Beste wünschend, da fällt mein Blick in die nachgesandte „Wochenschrift“ und siehe: weg ist Behagen, weg Frieden. Und das hat mit ihrem Bericht über die jüngste Sitzung des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes die „Wochenschrift“ gethan. Nun der Aerger da ist, will ich ihn auch nicht hinunterschlucken, sondern einmal gründlich von der Leber weg sprechen, was nicht nur mich, sondern einen sehr großen Teil der deutschen Judenschaft schon lange drückt, worüber man sich in engeren Kreisen schon längst echauffiert, was man öffentlich zu sagen sich jedoch immer scheut, was aber endlich einmal gesagt werden muß.

Wenn man das Wirken des Gemeindebundes von dem Tage ab, wo sein Sitz nach Berlin verlegt worden ist, bis zu seiner letzten Tagung verfolgt, so wird man jenen Pessimisten beipflichten müssen, welche von diesem שינוי מרום ein שינוי מזלא*) aber nur in pejus erwartet und das Ende der vielversprechenden Institution kommen gesehen haben. Was ist nun aus dem Gemeindebund geworden, welcher die deutsche Judenheit nach außen vertreten, das Selbstbewußtsein der Juden heben, ihre Interessen nach jeder Richtung hätte kraftvoll wahren sollen? Was hätte der Gemeindebund leisten müssen und leisten können, wenn warmes jüdisches Interesse, wie es seine Gründer beseelt hat, in den Herzen der jetzt leitenden Kräfte gelebt hätte! Aber leider haben diejenigen recht behalten, welche das Ende des Bundes vorausgesagt, als er „verberlinert“ wurde. Denn gerade heraus gesagt: Noch viel weniger Sympathien, wie Berlin bei unseren süddeutschen Reichsgenossen genießt, genießt das „offizielle“ Berliner Judentum in der Provinz. Wie dasselbe auslösend in Berlin gewirkt hat, das sieht heute das blödeste Auge; wie unselig die Einwirkungen auf die anderen Gemeinden im deutschen Reiche gewesen, das weiß jeder, der die Verhältnisse kennt. Die traurigen Zustände, welche jeden warmen Freund des Judentums an seiner Zukunft in Deutschland fast verzweifeln lassen, sind durch das sogenannte Berlinertum gezeitigt worden; die von diesem proklamierten Grundsätze sind nichts weiter als die Vorfrucht der Massentaufen!

Dabei hält die Verblendung an, trotz des gar nicht abzuleugnenden Bankerottes, den die Richtung gemacht. Oder ist es nicht ein Bankerott, wenn kein Mann von wissenschaftlicher Bedeutung, kein Mann, der etwas an Ansehen und Selbstachtung zu verlieren hat, dazu zu bewegen ist, das doch so sehr einträgliche Amt eines Berliner Rabbiners zu übernehmen — ein Amt, welches unter normalen Verhältnissen das begehrteste der ganzen Welt hätte sein müssen? Sagen es sich die מנהיגי העם**) denn nicht, daß ein System, welches solche Resultate gezeitigt, in dessen Konsequenzen es liegt, daß dem Rabbiner ungefähr die Stelle eingeräumt wird, die in alten Kohilot der Schames eingenommen, daß die Geringschätzung, welche allen religiösen Fragen entgegengebracht worden, daß diese auf die Religion und deren Diener übertragen werden mußte, daß dabei der Bankrott unausbleiblich sei? Oder war der Bankrott gar etwas Gewolltes, war er das Ziel, nach welchem in bewußter Weise gesteuert wurde? Fast möchte es so scheinen, wenn man die Rede des bis vor kurzem in der Berliner Gemeinde so mächtig gewesenen Herrn Justizrat Makower liest. Das also ist der Weisheit Kern: „man brauche eigentlich gar keinen offiziellen Religionsunterricht; dieser sei Sache der Eltern“. Wer da weiß, wie sehr die Eltern, oder doch ein sehr großer Teil der Eltern

---

*) Mit dem Wechsel des Wohnortes ist, nach einem talmud. Ausspruch, ein Wechsel des „Glücksterns“ verbunden.

**) Die Leiter des Volkes.

jüdischer Kinder, seit Jahrzehnten bemüht waren, für einen Religionsunterricht zu sorgen, der weiß auch, daß das Ideal des Herrn Justizrats eigentlich die Verneinung allen religiösen Unterrichts ist, und genau besehen, lag das ja auch in seinen Worten. Die Eltern dieser Kinder sind ja doch aber auch schon in dem Meyer-Makower'schen System erzogen; sind diese, oder ist deren Erziehung vielleicht geeignet, den religiösen Unterricht überflüssig zu machen? Oder genügt, da ja im Hause sonst das ganze Jahr über Religion und religiöse Dinge, wenn nicht in spöttelndem Tone, gar nicht gesprochen wird, vielleicht die jüdisch-religiöse Unterweisung, die das Kind unterm Christbaum empfängt?

Da Herr Makower doch so lange Vorsitzender der Repräsentanten der jüdischen Gemeinde gewesen, so nehmen wir an, daß ihm an deren Erhaltung etwas gelegen; aber wozu eine Religionsgemeinde erhalten, wenn die Religion vernichtet wird? Da braucht man doch keine Gemeinde und keinen Repräsentanten-Vorsteher mehr.

Daß unter dem Prävalieren des Berlinertums ein Antrag wie der des Herrn Amts-Gerichtsrats Levi-Beuthen, der Gemeindebund möge für geeignete Ausbildung von Schächtern Sorge tragen, keine Gnade fand, ist ja zu natürlich. Die Elemente, welche einen Schächter brauchen, sind ja dem „System" stets sehr unbequem gewesen, sie, die auch sonst lebendige Glieder des Judentums sind und bleiben wollen, die in den meisten Gemeinden die Träger der Institutionen sind, verlängern ja nur die Todesqualen des zur Auflösung verurteilten Judentums.

Anscheinend dämmert es jetzt auch in Berlin, und die Zeiten des laisser aller, welches auf religiösem Gebiete geradezu verhängnisvoll geworden ist, sind auch dort vorüber. Möge man sich zu kraftvollem Thun aufraffen und zu erhalten suchen, was zu erhalten ist. Die welken Blätter mögen fallen, sie erhalten kein neues Leben, wenn man auch die noch lebenden absterben läßt. Leopold Guttmann aus Beuthen O.-S.

Eine Stimme aus Amerika.

In der vorwöchentlichen Nr. der Amerikanerin „Deborah" beschäftigt sich der litterarische Mitarbeiter des Blattes, X. Yard, in einem seiner frisch und flott geschriebenen Litteraturbriefe mit den Litteraturvereinen und der jüdischen Fachpresse in Deutschland. Wir reproduzieren den Brief wörtlich, damit die Stimme aus Amerika auch hier gehört werde:

„Es ist jetzt bald drei Jahre her, da schrieb Dr. Emil G. Hirsch zum fünfzigjährigen Jubiläum des Ordens „U. O. B. B." im „American Israelite" einen bemerkenswerten Aufsatz, der darin gipfelte, das Judentum sei eine Religion, und jede Verquickung dieses Judentums mit sozialen oder ähnlichen Bestrebungen müsse über kurz oder lang von selbst fallen. Der „Jeschurun", der damals noch im grauen Osten, in Tilsit, ein beschauliches Dasein führte, machte die Ausführungen des „Chicagoer Reformrabbiners" zum Gegenstand eines Leitartikels und zog daraus die Nutzanwendung für europäische Verhältnisse im allgemeinen und für die Litteraturvereine, die gerade an allen Ecken und Enden auftauchten, im besonderen. 1893 war für sie die goldene Zeit: kein Mensch blieb von der allgemeinen Begeisterung verschont, der Verein für jüdische Geschichte und Litteratur war das Universalmittel gegen den Druck von Außen und die Spaltung im Innern, gegen Indifferentismus und Abfall, gegen mangelndes Selbstgefühl — kurz, es gab gar kein Unglück, gegen das der wunderthätige Verein nicht gut gewesen wäre. In den Großstädten hatte die Sache einen vornehmen Anstrich: die Damen und Herren vom Publikum — mit und ohne Kommerzienratstitel — kamen in Gala und in stolzen Karossen vorgefahren, man betrachtete die Toiletten mit kritischem Blick, man flirtete ein wenig, und es herrschte eine angenehme Premierenstimmung, wenn der Redner im Frack auf das Podium trat und sein Sprüchlein sagte — geschickt und mit liebevoller Vertiefung in das Thema, denn das Komitee zahlte gute Honorare. Da hatte es der Rabbiner in der Kleingemeinde nicht so gut, wenn er im gemieteten Gasthaussaale vor seiner andächtig lauschenden Herde sprach; er mußte es sich an der Ehre genug sein lassen. Dafür flogen dann — noch am selben Abend womöglich — seine Berichte über den Vortrag nach allen Himmelsgegenden, und er konnte sicher sein, daß die zahlreichen „Zentralorgane für die Gesamtinteressen des Judentums" das wichtige Ereignis mit gebührender Ausführlichkeit registrierten. Und über was wurde nicht alles gesprochen! „Jüdische Aerzte im Mittelalter", „Die Stellung der Frau im Talmud", „Die Ethik im Judentum" kehrten mit einer gewissen Regelmäßigkeit wieder, die beinahe verdächtig war. Hat doch ein boshafter Spötter behauptet, viele von den Herren im Frack hätten überhaupt nur einen einzigen Vortrag, mit dem sie jedes Vierteljahr (nein, jede Woche! Red.) eine andere Stadt beglückten; sie seien Geschäftsreisende mit Ethik, commis voyageurs in Geschichte und Litteratur. Aber damit thut man den Leuten entschieden Unrecht; das beweist die bunte Musterkarte ihrer Themata: „Die Samaritaner", „Herder und die Juden", „Judentum und Vaterlandsliebe", „Die Messiasidee", „Der hohe Rabbi Löb", „Reuchlin", „Jochanan ben Sakkai", „Die Zeitrechnung der alten Juden", „Apion", „Manasse ben Israel" — — alles, alles wurde verwertet. Schade nur, daß sie bei dem nicht stehen blieben, was mit einiger allgemeinen Bildung und Suade zu bewältigen war; sie gaben sich hier und da eine Blöße, und als ein Redner in der Stadt der reinen Vernunft über Manasse ben Israel sprach — das Thema gestattet eine unangenehme Kontrole — und den seligen Oberrabbiner (?) von Amsterdam, der als wissenschaftlicher Schriftsteller wenig mehr als ein geistreicher und glücklicher Dilettant war, zur talmudischen Größe ersten Ranges, zum Mittelpunkt der Judenheit seiner Zeit erhob, da kam der Umschlag, und zwar von derselben Seite, die gleich im Anfang besonnen genug gewesen war, um die Rettung des Judentums nicht im Leseverein allein zu sehen.

Der „Jeschurun" hatte nämlich inzwischen mit demselben richtigen Blick, den er für die Zukunft der Litteraturvereine gehabt, die Verhältnisse in Berlin erkannt, wo die große Mehrheit der Gemeinde mit dem lahmen Regiment des Vorstandes unzufrieden war; er verlegte seinen Sitz nach der Hauptstadt, stellte sich in den Dienst der Opposition und hatte binnen kurzem die Genugthuung, bei der Wahl ins Gemeindeparlament seine Kandidaten sämtlich durchzubringen, während seine eigenen Verhältnisse von Tag zu Tag besser wurden; er präsentierte

sich schließlich unter neuem Namen als „Allgemeine Israelitische Wochenschrift“ und begann, unabhängig wie er war, gegen verschiedene Mißstände in schärfster Form Front zu machen, eine Art enfant terrible unter den jüdischen Journalen, aber gerade wegen seines aggressiven Charakters interessanter als manches andere, das sich durch nichts aus seiner gelassenen Ruhe und — Langweiligkeit bringen läßt. So erschien denn in der „A. J. W.“ über den Königsberger Vortrag ein Artikel „Jüdische Wissenschaft fin de siècle“, der der Hohlheit und den Machenschaften der Litteraturvereine mit einer Deutlichkeit zu Leibe ging, die nichts zu wünschen übrig ließ. Zufällig erklärt — und das ist der Humor davon — genau am selben Tage der Redakteur der „A. Z. d. J.“ — sie und die „A. J. W.“ sind geschworene Feinde — in seinem Blatte die Begründung der Litteraturvereine für das segensreichste Werk seines Lebens. Hier natürlich große Entrüstung, Berichtigungen, Erwiderungen; man versuchte sogar ein klein wenig Intrigue, um den unbequemen Mahner verstummen zu lassen. Indessen schwirren immer neue Klagen auf; die Herren scheinen die Gründlichkeit in der Wissenschaft durch großen Sinn fürs Praktische zu ersetzen: man spricht von Reklame, von Cliquenwirtschaft, von Abmachungen auf Gegenseitigkeit zwischen den Rednern; innige Beziehungen sollen Berlin und Köln mit einander pflegen; besonders im Verein der rheinischen Metropole haben sich, wie es heißt, allerhand Zwischenfälle hinter den Koulissen abgespielt. Vielleicht ist die Ernüchterung nicht mehr fern; dann wäre die Zeit des Litteraturvereins noch kürzer gewesen als die der Loge.“

Wochen-Chronik.

Berlin, 15. Juli.

— **Die deutsch-soziale Reformpartei** wird von ihrem Anhänger Hans von Mosch in seiner „Deutschen Reform“ übel mitgenommen. Der Zukunft seiner Partei diagnostiziert er „Trostlosigkeit“; die Vereine samt und sonders, in den Städten wie in der Provinz, — sagt Hans von Mosch, — welken und sinken mehr in sich zusammen, und wenn es so weiter geht, wird auch der letzte lautlos begraben sein! Ein paar klägliche Reste fristen noch durch „Landpartien“, „Familienabende“, „Stammtische“ und durch geschäfts-antisemitische Bemühungen niedrigster Art ihr Dasein. Die antisemitischen Blätter, — sagt Hans von Mosch, — treiben „Abonnenten- und Annocen-Politik“ und die Kassen sind leer. Der Einigkeits-Schwindel sei daran schuld. „Schroffer denn je stehen sich die volksfreundlichen „Reformer“ und die pfäffisch-gouvernementalen „Liebermänner“ gegenüber. Wie der infame preußische Gamaschen-Bureaukratismus uns noch die ganze Reichseinigkeit ruinieren wird, — sagt Hans von Mosch, — so das Gamaschen-Regiment des Herrn von Liebermann die antisemitische Partei!“ — Wir sagen nur eines: Es erfüllt sich, wenn auch langsam, was vorauszusehen war: Der Haß allein hält keine Partei zusammen.

— **Religionsstatistik.** Das vom Kaiserl. Stat. Amt herausgegebene statistische Jahrbuch pro 1896 ist soeben erschienen. Auf Seite 6 bringt das Buch eine „Die Bevölkerung am 1. Dezember 1890 nach dem Religionsbekenntnis“ überschriebene Tabelle, die hier folgen möge:

Staaten und Landesteile	Am 1. Dez. 1890 wurden gezählt:				
	Evangelische	Katholische	Sonstige Christen	Juden	Bekenn. and. Relig. u. Pers. unbekannter Religion
Prov. Ostpreußen	1,675,792	257,159	11,141	14,411	160
„ Westpreußen	681,195	717,532	13,158	21,750	46
Stadt Berlin	1,352,559	135,407	10,669	79,286	873
Prov. Brandenbg.	2,431,307	89,910	6,572	13,775	219
„ Pommern	1,476,300	27,476	4,788	12,246	79
„ Posen	542,013	1,164,067	1,149	44,346	67
„ Schlesien	1,921,216	2,247,890	7,142	58,003	207
„ Sachsen	2,383,561	183,233	4,888	7,949	379
„ Schlesw.-Holst.	1,190,793	21,807	2,833	3,571	519
„ Hannover	1,970,091	287,476	5,320	15,112	362
„ Westfalen	1,152,985	1,250,603	5,673	19,172	228
„ Hessen-Nassau	1,156,457	455,477	7,625	44,543	324
„ Rheinland	1,295,673	3,351,864	14,391	47,234	1,229
Hohenzollern	2,507	62,917	—	661	—
Königr. Preußen	**19,232,449**	**10,252,818**	**95,349**	**372,059**	**4,692**
Bayern r. d. Rh.	1,172,918	3,647,675	2,704	42,887	459
„ l. d. Rh.	398,945	315,266	3,082	10,998	48
Königr. Bayern	**1,571,863**	**3,962,941**	**5,786**	**53,885**	**507**
Sachsen	3,351,751	129,382	11,519	9,368	664
Württemberg	1,407,176	609,794	6,723	12,639	190
Baden	598,678	1,028,222	3,954	26,735	278
Hessen	666,118	293,651	7,390	25,531	193
Mecklbg.-Schwerin	570,703	5,065	373	2,182	19
Sachsen-Weimar	312,738	11,695	364	1,252	42
Mecklbg.-Strelitz	96,773	654	43	489	19
Oldenburg	274,410	77,769	1,216	1,552	21
Braunschweig	383,652	16,419	846	1,635	1,221
Sachs.-Meiningen	219,207	2,789	276	1,560	—
„ Altenburg	168,549	2,092	160	45	18
„ Coburg-Gotha	202,444	2,921	565	549	34
Anhalt	261,215	8,875	281	1,580	12
Schwarzburg-Sondershausen	74,615	637	25	228	5
Schwarzbg.-Rudolst.	85,342	397	43	71	10
Waldeck	54,704	1,658	159	753	7
Reuß ä. L.	61,572	938	173	62	9
„ j. L.	118,072	1,181	386	147	25
Schaumburg-Lippe	38,160	607	30	366	—
Lippe	123,111	4,332	58	989	5
Lübeck	74,544	1,143	122	654	22
Bremen	169,991	8,272	1,106	1,031	43
Hamburg	571,497	23,444	4,836	17,877	4,876
Elsaß-Lothringen	337,476	1,227,295	3,757	34,645	403
Sa.: Deutsches Reich	**31,926,810**	**17,674,921**	**145,540**	**567,884**	**13,315**
Am 1. 12. 1880	28,331,152	16,232,651	78,031	561,612	30,615

Von den Bekennern der einzelnen Religionen haben somit in den Jahren 1880—1890 pro Jahr und Tausend zugenommen: Evangelische $9\frac{1}{2}$, Katholiken $8\frac{9}{10}$, sonstige Christen $86\frac{1}{2}$, Juden $1\frac{1}{10}$, während die „Bekenner anderer Religionen“ $56\frac{6}{10}$ abgenommen haben. Sowohl dieses Minus als auch das unverhältnismäßig große Plus bei den „sonstigen Christen“ erklärt das „Stat. Jahrbuch“ in einer Fußnote wie folgt: Zu den „sonstigen Christen“ sind 1890 gerechnet: Brüdergemeinde, Mennoniten, Baptisten, Presbyterianer, Methodisten und Quäker, Irvingianer, Deutsch-Katholische, Freireligiöse, Dissidenten 2c. — 1880 war die Einteilung eine etwas andere, woher namentlich die verhältnismäßig großen Differenzen der Zahlen der „sonstigen Christen“ und „Bekenner anderer Religionen“ rühren.

— **Die Aera Bismarck-Puttkamer** bringt eine Wahl des Provinzialausschusses zu Bromberg in Erinnerung. Ein Mitglied des Bezirksausschusses war gestorben und nun ist zu seinem Nachfolger nicht der Stellvertreter des Verstorbenen, sondern ein in kommunalen Angelegenheiten noch völlig unerfahrener Dritter gewählt worden. Freilich heißt der langjährige Stellvertreter Aronsohn und ist nicht blos Stadtrat, sondern auch erster Vorsteher der Synagogen-Gemeinde; freilich ist es bekannt geworden, daß der Oberpräsident von Posen, Herr von Wilamowitz-Möllendorf, den Wunsch geäußert hat, Herr Stadtrat Aronsohn möge nicht in den Bezirksausschuß gewählt werden. Dies alles hat aber den Magistrat von Bromberg nicht gehindert, in einer Resolution dem Provinzialausschuß sein Befremden über diese Wahl kundzugeben. Diese Resolution ist auch der Stadtverordneten-Versammlung zu Bromberg mitgeteilt worden. Aber eine aus abhängigen Beamten und Antisemiten bestehende Majorität lehnte ab, an dem Beschlusse des Provinzial-Ausschusses Kritik zu üben. Die von diesem Ausschuß geschaffene Situation gestaltet sich nun wie folgt: Wenn es sich in der Provinz Posen darum handelt, für öffentliche Dinge Geld zu sammeln, dann ist man stets bereit, Herrn Stadtrat Aronsohn heranzuziehen, obwohl er Jude ist. Für ein Ehrenamt in der Provinz Posen aber wird er für untauglich gehalten, weil er Jude ist. Hätte es der verflossene Puttkamer netter und praktischer einrichten können?

— **Zwei Briefe von Marquis Morés** aus seinen letzten Lebenstagen werden in französischen Blättern veröffentlicht. Aus dem erstern entnehmen wir folgendes: „Ich begebe mich jetzt nach dem Süden. Mit Gottes Hilfe (sehr schön im Munde eines Anarchisten) hoffe ich Erfolge zu erringen. Sollte mir etwas zustoßen, so sprengen Sie Gerüchte aus, damit man an den Juden Repressalien übe.“ In dem zweiten Briefe behauptet Morés, unter eine Mörderbande geraten zu sein und fordert gleichfalls im Falle seines Todes zu Repressalien gegen die Engländer und die Juden in Frankreich und England auf. — So wird es gemacht!

— **Christliche „Ritualmörder.“** Unter dem Verdacht, Menschenopfer zu bringen, standen seit dem Frühling 1892 mehrere Wotjaken des Dorfes Multan, Kreis Malmysch, in gerichtlicher Untersuchung. Es war der enthauptete Leichnam eines armen Bauern gefunden worden, dem der Kopf von einer chirurgisch geübten Hand abgetrennt war; der Kopf, sowie die Organe der Brust fehlten, und außerdem war dem Leichnam alles Blut entzogen. Es wurde nun der Verdacht rege, daß der Mann von den in der Nähe des Dorfes wohnenden Wotjaken zu religiösen Zwecken abgeschlachtet sei und die Polizei begann lediglich in dieser Richtung zu suchen. Es wurden elf Wotjaken verhaftet, die zuerst sämtlich das Verbrechen leugneten und erklärten, daß allerdings unter den Wotjaken viel heidnische Gebräuche herrschten, sie auch zu gewissen Jahreszeiten Enten, Gänse, Schafe den alten Göttern opferten, daß sie aber nie Menschenopfer gebracht hätten. Später gestanden einige in der polizeilichen Voruntersuchung, die unter Anwendung mittelalterlicher Torturen vorgenommen wurde, das Verbrechen ein, nahmen aber vor Gericht ihre Aussagen wieder zurück. Dennoch wurden sie, mit Ausnahme von drei Personen, die schon in der ersten Gerichtsverhandlung freigesprochen wurden (eine Person war in der Voruntersuchung gestorben), wiederholt vom Geschworenengericht schuldig gesprochen, der Staatsanwalt berief sich zur Analogie auf das sogenannte jüdische Blutritual, was selbstverständlich nie seine Wirkung verfehlte, während der Senat jedesmal das Urteil kassierte und sogar dem Bezirksgericht einen scharfen Verweis wegen parteiischer Leitung der Verhandlungen, Beschränkung der Verteidigung u. s. w. gab. Jetzt nun, wie gesagt, wurde über die Angeklagten zum fünften Mal zu Gericht gesessen, und nun endlich fällten die Geschworenen ein freisprechendes Urteil. Unter den Angeklagten befand sich auch ein 91jähriger Greis, der frühere Wotjakische Priester Grigorjew, der in der Untersuchungshaft erblindet ist. Aufgeklärt freilich ist das dunkle Verbrechen noch immer nicht, die russische Presse zeigt sich aber doch sehr befriedigt, daß die jahrelang geführte Untersuchung wenigstens den einen Beweis erbracht habe, daß in Rußland Menschenopfer nirgends mehr vorkämen.

— **Die russischen Juden** schildert ein in Rußland ansässiger Engländer in der englischen Zeitung „Queen“ wie folgt: Es ist vollständig richtig, was Sie neulich in Ihrem Blatte veröffentlicht, daß in fast allen Gouvernements des jüdischen Ansiedelungs-Rayons, wenige Ausnahmen abgerechnet, fast alle Handwerke in den Händen der Juden liegen. In England kennt man, trotzdem schon sehr viel darüber geschrieben ist, die wirkliche Plage der russischen Juden noch sehr wenig, ebensowenig ihre große Bedeutung für das Leben der russischen Nation namentlich in den ländlichen Distrikten. Hier sind sie fast die einzigen Handwerker und selbst die eingefleischtesten Judenfeinde können das nicht leugnen und würden in die größte Verlegenheit geraten, wenn die Juden nicht da wären. Vielfach glaubt man in England, daß in Rußland eine starke, ausgesprochen feindselige Stimmung im russischen Volke gegen die Juden existiere. Das ist keineswegs der Fall; wo Exzesse vorkommen, sind dieselben auf Rechnung der menschlichen Begehrlichkeit zu setzen und auf die Hetzereien einzelner, die auf diese Weise ihren Schnitt zu machen gedenken. Die Angabe, daß die russischen Juden die orthodoxe Kirche zu schädigen trachteten, ist nur ein billiger Vorwand für gewisse höhere Kreise, welche so ihrem Aerger über die jüdische Intelligenz und geschäftliche Tüchtigkeit, der sie nicht gewachsen sind, Luft machen wollen. Thatsache ist auch, daß russische Bauern vielfach lieber bei Juden als bei Christen arbeiten, weil sie von ersteren besser bezahlt und behandelt werden. Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß ein großer Landeigentümer, ein bekannter enragierter Judenfeind und Inhaber einer hohen Hofcharge, auf seinem Besitze einer Anzahl von Juden gegen hohen Pachtzins Ländereien verpachtet hat, obwohl das Gesetz in diesem Falle dem entgegensteht. Zur Erntezeit geriet der Eigentümer in große Verlegenheit, denn seine Bauern zogen die Arbeit bei den jüdischen Pächtern vor und es bedurfte seinerseits großer Anstrengungen, um für seine eigene Ernte die nötigen Arbeiter heranzuziehen.

— **Ein neuer Kurs in Rußland?** Wie man der „Polit. Korr.“ aus Petersburg meldet, hat die russische Regierung

eine umfassende Prüfung der inbetreff der Juden bestehenden Gesetze und Ausnahme-Verordnungen, beziehungsweise die Revision derselben nach Maßgabe „der als billig erkannten Anforderungen der Gegenwart" in Aussicht genommen und für diese Angelegenheit eine besondere Kommission beim Reichsrate bestellt, die aus höheren Beamten der Zentralstellen und aus einigen „in wissenschaftlicher Beziehung hervorragenden" Mitgliedern zusammengesetzt werden soll. Die Kommission wird sich im Herbste der ihr zugewiesenen Aufgabe unterziehen. Und verschiedene Thatsachen weisen inderthat darauf hin, daß die russische Regierung mit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers den Juden gegenüber eine weniger schroffe Haltung einnimmt, als dies unter dem früheren Kaiser der Fall gewesen war. Der „Odeskij Listok" verzeichnet soeben wieder eine weitere derartige Thatsache. Danach hat das Medizinaldepartement aus Veranlassung eines speziellen Falles angeordnet, daß diejenigen Juden, welche vier Klassen eines Gymnasiums absolviert haben, in unbeschränkter Anzahl bei den Apotheken als Praktikanten behufs der Ausbildung zu Apothekern eintreten können, und daß die in den letzten Jahren vorgeschriebene Norm, welche die Zahl der jüdischen Praktikanten auf fünf pCt. beschränke, nicht weiter eingehalten zu werden braucht. Allerdings ist eine frühere Mitteilung, nach welcher den auswärtigen Israeliten ohne Unterschied des Berufes der Eintritt in das russische Reich gestattet sei, dahin zu ergänzen, daß der Eintritt fremdländischer Israeliten in Rußland nur während der Dauer der Ausstellung in Nischni-Nowgorod gestattet wurde. Trotzdem wird allgemein angenommen, daß in Sachen der „Judenpolitik" in Rußland ein neuer Kurs eingeschlagen werden soll.

— **Der alte Kurs** wird nichtsdestoweniger von seiten der Beamtenschaft unverändert inne gehalten. Wiederholt haben wir hier gezeigt, wie die Behörden mit den Erträgen der „Koscher-Fleisch-Steuer" („Karobka") verfahren. Hier eine Ergänzung der Liste: Die städtische Behörde von Tscherkassy hat von den flüssigen Geldern der Koschertaxe 15000 Rubel, ohne Rückzahlungsbedingung in unbestimmter Zeit entnommen, um es zur Pflasterung der Straßen zu verwenden. Der Munizipalrat von Balta ist berechtigt, von den Koschertaxen 14000 Rubel zum Baue einer neuen Kommunalschule zu entnehmen. Die Eingabe der jüdischen Gemeinde um einen Zuschuß von 4000 Rubel für das jüdische Hospital ist dagegen verworfen worden. In Kalarasch (Bessarabien) fällt das jüdische Hospital in Trümmer. Die jüdische Gemeinde erbittet einen Zuschuß aus der Koschertaxe zur Herstellung des Gebäudes, ohne dieses Geld indessen bewilligt zu sehen. Dagegen wurden 10000 Rubel von diesen Geldern zu einem Gemeindehospital entnommen. In Kischinew hat man kürzlich einen prachtvollen Bau zur Unterbringung einer Sekundärschule des Staates errichtet. Die Kosten, die sich auf 40000 Rubel belaufen, wurden von der Koschertaxe bestritten. Die jüdischen Kinder werden in dieser Schule aber nur im Verhältnis zu zehn von hundert der Gesamtzahl der Zöglinge aufgenommen.

— **Rumänisches.** Wie Rumänien trotz des internationalen Vertrages vom Jahre 1878 seine Juden behandelt, zeigt folgender Vorfall: Ein siebzigjähriger Jude, namens Abraham Cajocaru in der Landgemeinde Mowilitza in der Moldau geboren, ein fleißiger Handwerker, der trotz seines hohen Alters noch immer in seinem Berufe thätig ist, hatte im Jahre 1895 ein kleines Grundstück erworben und darauf ein Häuschen gebaut. Er bezahlte pünktlich seine Steuern, lebte in bestem Einvernehmen mit seinen Nachbarn und wurde als fleißiger und redlicher Mann allgemein geachtet. Eines Tages erschien der Ortsvorsteher bei ihm und behauptete, strenge Ordre zu haben, ihn von seinem Eigentum zu entfernen, da ihm nach dem Gesetze das Niederlassungsrecht in einer Dorfgemeinde nicht zustehe. Vergebens berief der arme Jude sich auf sein gutes Recht. Der Beamte, der selber mit dem Juden Mitleid fühlte, berief sich auf seine Instruktion und gab ihm eine Frist von 10 Tagen zur Abreise. Nach Ablauf dieser 10 Tage erschien derselbe wieder mit mehreren Gensdarmen. Als der Jude nicht gutwillig weichen wollte, hob man ihm Thüren und Fenster aus und setzte seinen Hausrat einfach auf die Straße. Ein armer christlicher Bauer erbarmte sich des Ausgestoßenen, er gab ihm nebst seiner Familie nicht nur ein Obdach, riet ihm gegen den Beamten beim Friedensrichter einen Prozeß anhängig zu machen und besorgte ihm auch einen Rechtsbeistand. Der Friedensrichter entschied die Klage zu Gunsten des von Haus und Hof Vertriebenen und gab dem Ortsvorsteher auf, den Juden ungestört in seinem Besitze wohnen zu lassen auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen. Als das Urteil rechtskräftig geworden, begab sich Abraham mit einem Gerichtsdiener zu seinem Eigentum, aber die Verwaltungsbehörde kümmerte sich nicht um den Richterspruch und setzte seiner Ausführung Widerstand entgegen. Was sollte der alte Mann nun machen? Er begab sich nach Bukarest in Begleitung des Bauern, der ihm Gastfreundschaft erwiesen. Beide begaben sich auf die Redaktion einer Zeitung, welche ihm den Rat gab, beim Minister des Innern Beschwerde zu erheben. Die Sache schwebt noch. Mittlerweile ist der Jude wirtschaftlich ruiniert, seine Familie steht vor dem Hungertode, sein Mobilier und sein Handwerksgerät sind für ihn nutzlos geworden. Kann man die Barbarei der rumänischen Regierung besser illustrieren?

— **Ein Prototyp.** Von einem eigenartigen Judenbekehrer wird uns aus Denver berichtet: Sein Name ist Hermann Warszawiak und als „berühmter" Mann in seinem Fache fühlte er das Bedürfnis, sich interviewen zu lassen und er erzählte Geschichten, die an Romantik nichts zu wünschen übrig ließen. Bereits als Jüngling von 17 Jahren sei er Rabbi gewesen und er habe als solcher in einer eigens für ihn gebauten Synagoge gepredigt. Da sei der Geist der Erleuchtung über ihn gekommen und mit Macht habe es ihn zu dem Nazarener hingezogen. Die gesamte Judenschaft, in erster Reihe seine Familie, habe ihn dann mit ihrem Hasse verfolgt, er aber habe Reichtum, Familie, Freundschaft im Stiche gelassen und Verbannung, Hunger und Elend dafür eingetauscht. Auf seiner Wanderschaft habe er überall den Juden das Evangelium gepredigt und so groß sei unter denselben die Furcht vor seiner gewaltigen Beredsamkeit gewesen, daß man ihm viele Tausende geboten habe, wenn er zum Judentum zurückkehre. Er aber habe alles ausgeschlagen. Im Dienste der Judenmission zu New-York habe er auf dem Gebiete der

Judenbekehrung geradezu phänomenale Erfolge zu verzeichnen gehabt und Männer wie Frauen hätten ihm in höchster Begeisterung Diamanten und Perlen vor die Füße geworfen, damit er weiter wirken könne. — Der betreffenden Zeitung erschienen diese Bekenntnisse einer schönen Seele doch wohl etwas zu phantasievoll. Man zog Erkundigungen ein bei dem Rabbiner zu Denver, Rev. Dr. Friedmann, und dieser, der den Burschen genau kannte, gab ebenfalls der Zeitung ein Lebensbild desselben, das sich aber ganz anders ausnahm. Danach ist Mr. Warszawiak als junger Mensch aus Furcht vor der Rekrutierung aus Rußland entflohen. Niemals war er Rabbiner, im Gegenteil besitzt er nicht das geringste religiöse und profane Wissen. In Amerika wußte er einige fromme Seelen, darunter mehrere orthodoxe Geistliche, zu beschwindeln, die ihm Geldmittel für seine angeblichen Bekehrungszwecke übergaben. Natürlich wanderte das Geld in seine Tasche und auch wieder heraus, aber nicht für die Ziele, die er den leichtgläubigen Amerikanern vorgeschwindelt hatte. Bis jetzt hat W. noch keinen halbwegs respektablen Juden bekehrt. Im Gegenteil hat er mit Juden nicht gerne zu schaffen, da es jüdische Zeitungen waren, die seinerzeit seine unsauberen Praktiken ans Licht gezogen. Als der famose Judenbekehrer diese seine wirkliche Lebensgeschichte in der Zeitung las und man ihn darauf hin scharf ins Gebet nahm, mußte er allerdings unter Stöhnen und Winden seine Flunkereien im allgemeinen zugeben. Weiteren unliebsamen Fragen entzog er sich durch schleuniges Verduften. Trotz alledem war der Bursche noch unverfroren genug, eine große Bekehrungsversammlung abzuhalten. Das Bekanntwerden seiner wahrheitsgemäßen Lebensgeschichte hatte jedoch seine Wirkung nicht verfehlt, denn es fanden sich nur sehr wenige Zuhörer ein. Da unter diesen Umständen der klingende Lohn jedenfalls kein allzu beträchtlicher sein würde und Hermann Warszawiak als Mann, der sich niemals mit Kleinigkeiten abgiebt, weniger als Dollars mit einem Male zu unterschlagen wahrscheinlich seiner nicht für würdig hält, so ging der Klingelbeutel dieses Mal nicht um in der Versammlung. Jedoch erklärte sich W. bereit, Spenden für die gute Sache auch im Hotel entgegen nehmen zu wollen. Ob die smarten Amerikaner auf diesen Schwindel wohl hineingefallen sind?

— **Christenhaß in China.** Der zur Zeit in China sich wieder regende Haß der Eingeborenen gegen die fremden Missionare hat wieder eine Reihe alter Beschuldigungen aufgefrischt. Wer die Geschichte der christlichen Missionen in China kennt, weiß, daß es nur „olle Kamellen" sind. Auch der Vorwurf der Zauberei ist nicht neuen Datums. Im Jahre 1877 war in Ning-Ko eine fremdenfeindliche Bewegung inszeniert worden. Die „Kathol. Missionen" (Freiburg i. B. 877, S. 13) schrieben damals darüber: „Um eben diese Zeit machte eine grause Mähre in Tschen-kiang, Nan-king, U-hu und den Dörfern Yang-tse-kiang die Runde. Haarzöpfe wurden in unerklärlicher Weise abgeschnitten durch daumenlange Papiermännchen, hieß es, die man durch die Luft habe fliegen sehen. Auch bis Ning-ko drang die Kunde und ward von den Feinden des christlichen Namens dahin vervollständigt, die Missionare besäßen die Kunst die Zöpfe wegzuzaubern; sie brauchten nur ein Stückchen Papier in die Luft zu werfen und darauf zu blasen, und fort sei ein Zopf, dessen unglücklichem Besitzer dann auch drei Tage später das Lebenslicht ausgehe. Allgemeiner Schrecken. Kinder suchten den Zauberer zu bannen, indem sie an ihre Zöpfchen Zettel mit abergläubischen Sprüchen hefteten; Erwachsene hielten den Zopf beständig in der Hand oder schoben ihn vorsichtig unter ihre Kopfbedeckung zurück. Alles das steigerte die Aufregung und den Haß und bereitete das Terrain für Jang-ton-lin's (ein den Christen feindlich gesinnter General) und seiner Freunde Gewaltstreiche vor."

— **Ueber die Juden in Marocco** und ihre Bedeutung für die Ausbreitung des französischen Einflusses in Afrika schreibt der letzte Jahresbericht der Société de Géographie: „Die israelitische Bevölkerung in Marocco ist auf dem besten Wege, dem französischen Einfluß einen neuen wichtigen Ansporn zu geben. Man erinnert sich, daß in der Konvention von Madrid am 3. Juli 1880 ein Kollektiv-Memorandum der europäischen Mächte aufgenommen wurde, welches für die maroccanischen Juden volle Religionsfreiheit forderte. Seitdem hat sich unter dieser eingeborenen Bevölkerung ein mächtiger geistiger Umschwung vollzogen, und dieser Umschwung, der sich auch äußerlich schon kundgiebt durch das Tragen europäischer Kleidung, wird ganz besonders durch die Schule begünstigt. Außer Jmoschar, wo 12000 Juden leben, zählt man 5000 Juden in Fez, 6000 in Tetuan, 8000 in Mogadar. Tanger besaß seit 1864 Schulen für Knaben und seit 1879 für Mädchen; die Schulen zu Tetuan waren schon 1862 begründet; andere Schulen wurden eröffnet im Jahre 1883 in Fez und im Jahre 1888 in Mogadar. In diesen Schulen, welche von der Alliance israelite subventioniert werden, wird der gesamte Unterricht in französischer Sprache erteilt. Die Knabenschule in Tanger enthält 403 Schüler und hat ein Budget von 15000 Franks. Die Haltung der Klassen, der Lehrer und Schüler ist eine vorzügliche, die Aussprache des Französischen ausgezeichnet. Die ganze Bevölkerung beginnt sich unter französischer Aegide sichtlich moralisch und geistig zu heben. Die Mädchenschule in Tanger mit einem Budget von ungefähr 10000 Franks, zählt 240 Schülerinnen, die Schulen in Tetuan werden von 324 Knaben und 260 Mädchen besucht, die in Fez von 143, in Mogadar von 90. Eine große Anzahl europäischer Zeitschriften werden von Korrespondenten bedient, die aus diesen Schulen hervorgegangen sind, in Tanger selbst erscheint seit 14 Jahren eine kleine Wochenschrift in französischer Sprache.

Feuilleton.

Jeremias.

(Nach dem Hebräischen.)

Trauernd, mit zerriss'ner Seele
Wankt nach Hebrons Grabeshöhle
Jeremias, der Prophet;
„Könnt Ihr schlummern, und im Staube
Seufzt mein Volk, dem Feind zum Raube,
Schmachtet Zions Majestät?"

Des Propheten Stimme wecket,
Schmerz um ihre Söhne schrecket
In dem Grab der Väter Ohr.
Aus den Gräbern tönt ein Klagen,
Und die Patriarchen tragen
Laut ihr Fleh'n zu Gott empor.

Gabst Du einst nicht uns die Kunde:
„Ewig treu halt' ich am Bunde!"
Herr, drum geh' nicht ins Gericht.
„Sie sind's selbst, die sich verstießen,
Weil sie mein Gebot verließen!
Euer Fleh'n bewegt mich nicht."

Also strafe nicht die Deinen,
Was verheißest Du den Meinen,
Was versprachst Du Abraham?
Herr, o Herr! um dies Versprechen
Blick' erbarmend auf die Schwächen
Deines Volk's und unsern Gram.

„Freveldienst mit falschen Göttern
Trieb dies Volk, drum will zerschmettern
Ich den abgefallnen Stamm."
Isak, jetzt mit lautem Weinen
Ruft: o zürne nicht den Deinen,
Denk', o denk', das Opferlamm. —

Wie es willig Dir sich beugte,
Willig vor dem Stahl sich neigte,
In Ergebung dem Gebot.
Damals hast Du mir verheißen,
Nie von Deinem Volk zu reißen
Zürnend Dich in seiner Not.

„Doch sie schändeten die Höhen
Isak, die Dich fromm gesehen;
Darum trifft sie mein Gericht!"
Auch der treueste aller Hirten,
Moses fleht um die Verirrten;
Aber Gott erbarmt sich nicht.

Sieh', da öffnen sich die Grüfte,
Herzzerreißend durch die Lüfte,
Zitternd ruft ein Jammerton.
Und der Mütter Angstgestöhne
Rahels, Leahs Klagetöne
Dringen auf zu Gottes Thron.

„Nein, der Mutterliebe Flehen
Kann mein Grimm nicht widerstehen,
Wohl, um Euch will ich verzeih'n.
Hin nach Babel werd' ich senden,
Meines Volkes Schmach soll enden,
Geht zur Ruhe wieder ein."

Die Subotniki.

Von A. N. Stein, Dwinsk (Rußland).
(Schluß.)

Da ich viel auf dem Lande zu thun hatte, bestellte ich einen Mietswagen, der täglich einige Stunden zu meiner Verfügung war. Der Kutscher, ein stämmiger russischer Bauer mit rundgeschnittenen Haaren und stumpfer Nase hatte durch seine Nüchternheit und Gutmütigkeit bald meine Sympathie gewonnen, und auch er war mir zugethan.

„Iwan," sagte ich eines Tages zu ihm, „morgen mußt Du ganz früh kommen, wir müssen nach der Kaserne des X.-Regiments fahren."

„Herr, morgen ist's ganz unmöglich," erwiderte mein Kutscher, „morgen haben wir einen großen Feiertag."

„Bist Du von Sinnen, Freundchen? Morgen ist kein Feiertag; sämtliche Behörden arbeiten ja."

„Ja, Herr, aber wir haben Feiertag, man nennt ihn Purim."

Beschämt schlug ich die Augen nieder. Dieser stockrussische Bauer gedenkt des Purimfestes und feiert es, und ich, dessen Ahnen vielleicht mit und neben Mordechai in den Straßen von Susa in Asche sich gewälzt, ich habe im Strudel des fremdartigen Lebens diesen lustigsten unserer Festtage ganz vergessen.

„Ja, Freundchen," sagte ich zu ihm, „wir bleiben morgen beide zu Hause. Hier hast Du einen Rubel, kaufe einige Pfund Konfekt als Purimgeschenk für Deine Kleinen." Verblüfft sah der Bauer mich an; erst jetzt merkte er, daß ich Jude war, und geheimnisvoll flüsterte er mir zu: „Herr, vielleicht kommst Du morgen zu uns zu Mittag; Du kannst bei uns essen, es ist alles „jüdisch" zubereitet. Komm doch!" Es that mir wirklich leid, daß ich aus gewissen Gründen ablehnen mußte, denn mein Freund schien ob dieser Ablehnung verletzt.

Aber nicht nur unsere fröhlichen Feiertage, wie Purim, haben sich die Sabbatianer angeeignet, sie haben auch unsere religiösen Fast- und nationalen Trauertage angenommen und beachten willig die asketische Seite des Judentums.

„. . . . . Wir warnten ihn," erzählte mir einst auf der Messe in Nischny Nowgorod ein alter Subotnik, „an einem so heiligen Tage (es war der 9. Aw) in den Wald zu fahren und Holz zu fällen. Er gehorchte nicht. Die Folge dieser gottlosen That war, daß er samt seinem Pferde im Walde von Wölfen zerrissen wurde. Da sah man den Finger Gottes, und auch die ungläubigen Einwohner des Dorfes, von der Heiligkeit unserer Religion überzeugt, traten zu derselben über."

Die jüdische Religion billigt, wie bekannt, keine Proselytenmacherei. Das Wort unserer Weisen, daß Proselyten dem jüdischen Volke lästig seien wie ein Aussatz, finden wir auf Schritt und Tritt bestätigt. Und obwohl wir Juden dem Treiben der Subotniki nie Sympathien entgegengebracht, noch ihren Religionseifer geschürt, hat die Regierung dennoch durch gesetzliche Bestimmungen Maßregeln getroffen, um jeglicher Berührung der Juden mit den Subotniki vorzubeugen. Um das Mißtrauen der Regierung nicht zu erregen, vermeiden wir jeden Verkehr mit den Sabbatianern, und doch war

Schreiber dieses einst genötigt, den Versöhnungstag in einer urwüchsigen Sabbatianergemeinde zuzubringen.

Es war vor ungefähr 15 Jahren. Ich war bei einer großen Petroleum-Export-Firma angestellt und erhielt von meinen Chefs die Ordre, im Interesse der Firma nach Baku zu reisen. Es war einen Tag nach Rosch haschanah und ich schiffte mich auf einem Wolgadampfer in Samara ein, um nach Astrachan und von dort mit einem überseeischen Dampfer nach Baku zu fahren. Ich hoffte bestimmt zu Jom-Kippur in Astrachan zu sein und dort, wo eine kleine jüdische Gemeinde vorhanden ist, den Tag zu begehen. Da erlitt aber unser Dampfer Havarie und mußte an einem unwirtlichen Ufer im Astrachaner Gouvernement für einige Tage anhalten, um die nötigen Reparaturen an dem Fahrzeug vorzunehmen. Auf den Wolgadampfern, die schwimmenden Palästen gleichen, geht es immer sehr lustig zu. Die Russen sind mitteilsam und unterhaltend, ihre Damen lebenslustig und ungezwungen. Nach einem oder zwei Tagen sind sämtliche Passagiere miteinander bekannt und befreundet. Es wird gescherzt und gelacht, gespielt und getanzt, gebraust und geschmaust nach Herzenslust. Unter solchen Umständen ist eine Reisestörung wie die unsrige für die Passagiere, die es nicht sehr eilig haben, nicht sehr betrübend. Sie betrachten es einfach als eine Verlängerung ihrer Vergnügungsreise. Da es aber Erew Jom-Kippur war, fand ich keine Ruhe; es trieb mich landeinwärts, in der Hoffnung, ich möchte in irgend einem benachbarten Dorfe Juden finden und den heiligen Tag unter Glaubensgenossen zubringen können. Ich wußte, daß manchmal jüdische Fischhändler die einsamen Wolga-Dörfer aufsuchen, um Geschäfte zu machen. Mit einem Knüttelstock bewaffnet begab ich mich zu Fuß in das nächste Dorf. Nach mehrstündiger Wanderung auf sandiger Landstraße und unter der Glut der sengenden Herbstsonne langte ich spät Nachmittag in einem Dorfe an. Ein Bauer, den ich nach Juden fragte, antwortete mir: „O ja! Juden sind hier viel, etwa 20 Werst von hier sind mehrere Dörfer von Juden bewohnt.“ Ich ahnte sofort, daß er unter „Juden“ die Subotniki verstand. Ist doch Astrachan, das alte Balangiar, die ehemalige Residenz, und das Astrachansche Gouvernement der ursprüngliche Sitz des Chazarenvolkes. Ich überlegte mehrmals, ob ich hinfahren oder umkehren solle. Aber einerseits war mir die Atmosphäre auf dem Dampfer für einen Versöhnungstag zu schwül, andererseits gewann meine Neugierde die Oberhand. Ich wollte einmal sehen, wie es bei den Sabbatianern am Jom-Kippur zugeht. Ich mietete einen Wagen und fuhr in das nächste Judendorf.

Es war schon ziemlich spät als ich anlangte. Die Häuser des Dorfes waren armselig und klein, nur das Haus des Dorfältesten, vor welchem ich vorgefahren war, nahm sich stattlich unter den übrigen aus. Das Haus war aber von allen Seiten verrammelt und verriegelt, die Fensterläden geschlossen und nur nach langem Klopfen und Rütteln kam ein alter Mann mit verdrießlichem Gesicht zum Vorschein. Als er mich erblickte, prallte er fast zurück; er glaubte einen Regierungsbeamten vor sich zu haben*) und fast schlug er mir schon die Thür vor der Nase zu. Als ich ihm aber mein Anliegen vorbrachte, änderte sich sogleich das ganze Wesen des Alten. Er begrüßte mich auf das Herzlichste: „Ach Väterchen! Ach Lichtchen! Ach Täubchen! Welch eine Ehre! Welch ein Glück!“ So murmelnd und dabei tänzelnd führte er mich an der Hand durch den Hof nach einer im Hintergrunde befindlichen Hütte. „Welche Ueberraschung für unsere Brüder,“ sagte er, als er die Thür öffnete. Er führte mich in ein geräumiges Zimmer, wo die ganze Gemeinde, oder besser gesagt, das ganze Dorf, Jung und Alt, versammelt war. Der Alte, der auch der Dorfälteste war, stellte mich feierlich als „wirklichen Juden“ vor. Die Gemeinde begrüßte mich ehrerbietig durch Erheben von den Sitzen und tiefe Verbeugung und nahm mich in ihre Mitte. Es wurde mir gleich ein Ehrenplatz zwischen zwei Dorfschönen — Enkelinnen des Dorfältesten — angewiesen, und der unterbrochene Gottesdienst nahm seinen Fortgang. Ich betrachtete meine Umgebung. Da saßen sie bunt durcheinander auf langgestreckten Bänken, die Bauern in ihren langen gefalteten Röcken und ihre Damen in roten und grünen Gewändern, mit Tüchlein auf den Köpfen. In der Mitte des Zimmers stand ein rohgezimmertes Pult und auf demselben lagen mehrere Bücher — russische Uebersetzungen des Pentateuchs und der Psalmen, einige Siddurim und sogar Peßach-Hagadas. Ein Vorbeter war nicht vorhanden und auch nicht erforderlich. Jedes lesekundige Gemeindemitglied rechnete es sich zur Ehre, ein Gebet in langgedehnter, oft sogar in sillabisierender Weise vorzutragen. Die Mitglieder wetteiferten oft, ein Gebet vorzutragen, sodaß mehrere Stimmen zu gleicher Zeit anfingen. Es entstand ein wildes Durcheinander, und wer die stärkste Stimme hatte, sodaß er seinen Mitbewerber übertönen konnte, der blieb Sieger. Dieser Wettkampf führte oft zu sehr unsauberen Schimpfwörtern, wie man sie nur unter russischen Bauern hören kann. Nach dem Abendgebet geleitete mich die ganze Gemeinde nach der Wohnung des Dorfältesten. Es wurde sehr bedauert, daß der Fasttag nicht erlaubte, mich zu bewirten. Ich suchte zu erfahren, ob die Dorfbewohner irgend welche Traditionen haben und woher die jüdische Lehre zu ihnen gekommen sei, allein ich konnte nichts erfahren. Auf alle meine Fragen wurde mir immer geantwortet: „Bei uns ist alles wie bei euch — alles wie bei euch!“

Der Versöhnungstag ist mir unter diesen „Glaubensgenossen“ recht langweilig, ja sogar lästig geworden. Das ungeschlachte Wesen der Andächtigen, ihre lächerliche Nachäfferei und ihr geschmackloser Gottesdienst haben mich angewidert, und nur die Heiligkeit des Tages hat mich daran gehindert, davon zu gehen. Das Merkwürdige bei der Sache ist, daß ihnen, ohne unsere Piutim zu haben (damals waren die Machsorim noch nicht ins Russische übertragen; jetzt werden die Subotniki wohl auch schon die übersetzten Piutim haben), die einfachen Gebete genügen, wie sie im Siddur enthalten sind, um den ganzen Tag auszufüllen. Sie dehnen die einzelnen Wörter, sogar die Silben, so lange, daß es dem europäischen Zuhörer übel werden kann. Die schwerste geistige oder körperliche Arbeit hätte mich nicht so angestrengt, wie dieser große Ruhetag unter den halbwilden Bekennern des Mosaismus. Ich habe Gott gepriesen, daß der Tag endlich

*) Es ist den Sabbatianern streng verboten, Versammlungen zu religiösen Zwecken abzuhalten.

zur Rüste ging, und ich beeilte mich, auf den Dampfer zurückzukehren, wo ich gegen Mitternacht anlangte. Da empfingen mich hellerleuchtete Räume, umgab mich eine würzige Luft. Ich wurde von allen Seiten umringt und über mein fast zweitägiges Ausbleiben ausgefragt. Ich habe nicht geantwortet, — ich war sprachlos.

Aschmadai.

(Aus dem jüdischen Legendenschatz.)
Von Joachim Rosenauer.
(Schluß)

Da mochte wohl mancher der gelehrten Männer das Grausige ahnen, das vor kurzem hier vorgegangen war und wie es inderthat nicht der König Salomo sei, der auf dem Throne sitzt, sondern vielmehr Aschmadai, der die Gestalt des hohen Gebieters angenommen hatte. Doch wer hätte es wohl wagen dürfen, diesen Gedanken laut zu äußern!

Wenden wir uns nun zu dem wirklichen König Salomo.

Dieser war durch den schrecklichen Wurf in eine Gegend versetzt worden, die 400 Meilen von Jerusalem entfernt war. Lange lag er da betäubt, von einer todesähnlichen Ohnmacht umfangen, auf einem weichen Rasen, auf dem sammtenes Grün wucherte. Als er endlich die Augen aufschlug und eine ganz fremde Gegend vor sich sah, da wurde es ihm erst klar, welchem entsetzlichen Geschicke er preisgegeben sei. Jedoch sein bescheidener Sinn hatte ihn schon frühzeitig gelehrt, wie gerade derjenige, der ein Schoßkind des Glückes sei, sich an Entbehrungen gewöhnen müsse, und so konnte dieser herbe Schlag ihn wohl beugen, aber nicht ganz zu Boden strecken. Bettelnd durchirrte er die lieblichen Gaue seines Vaterlandes, und er, den Gott so reichlich mit Gold, Silber und Edelsteinen gesegnet, er, der Tausende verpflegt und beköstigt hatte, er sah sich oft genötigt, die Gnade eines seiner geringsten Knechte anzuflehen, aber auch als Bettler scheute er sich nicht, allenthalben zu äußern: „Ich Koheleth, war König von Jerusalem."

Kein Wunder also, daß man ihn für wahnsinnig und verrückten Geistes hielt. Nach langer Zeit endlich kam er wieder nach Jerusalem und verlangte sogleich vor das Synedrium gebracht zu werden.

Hier wiederholte er seine so oft gemachte Aussage, indem er den ganzen Hergang der Sache erzählt. Wenn nun auch in dem Herzen der meisten der Weisen die lauteste Stimme für den unglücklichen Fürsten sprach, so wagte man es doch nicht, seinen Worten, die in der That höchst unwahrscheinlich waren, Glauben beizumessen, und eben war man schon im Begriffe, ihn auch für wahnsinnig zu erklären, als einer der Gelehrten, der Gott mehr als alle Macht der bösen Geister fürchtete, sich erhob und folgendes sprach:

„Freunde und erhabene Mitglieder des Synedriums! Einen erleuchteten Geist hat euch allen der Herr verliehen, und eueres Bartes weiße Färbung bürgt dafür, daß ihr bereits Erfahrung genug habt, um zu wissen, daß ein Mann verrückten Geistes nicht blos in einer einzigen Sache den krankhaften Zustand seines Gehirns kund giebt, sondern vielmehr in jeglichem Verhältnisse und in allen Beziehungen. Dieser Mann nun, der sich für den König Salomo ausgiebt, bot außer dieser vermeintlichen Thorheit noch keine Veranlassung dar, die ihn als mit irrsinnigem Geiste Behafteten dargestellt hätte. Sollen wir ihn nun so leicht und ohne nähere Ueberzeugung verdammen können? Nein, ihr weisen Mitglieder des großen Synedriums, einem jeden Menschen mag sein Recht widerfahren.

Ihr erinnert euch noch, wie sehr wir damals staunten, da wir, in den Prunksaal tretend, den Aschmadai nicht mehr, und den König Salomo ganz umgeändert fanden; was dachte wohl euer Herz zu jener Zeit? — Laßt euch von mir raten, wir senden hin zur Tophas, dem Weibe Salomos; die mag uns sagen, was sie des Nachts, wenn der König ihr Schlafgemach betritt, an dessen Füßen bemerkt, und dann erst möget ihr entscheiden und das Urteil fällen."

Die gelehrten Mitglieder des Synedriums ließen nun in der That geschehen, wie es der weise Mann angeordnet hatte; Tophas jedoch ließ auf diese Anfrage nur berichten, daß der König, ihr Gemahl, nie ohne Fußbedeckung ihr Schlafkämmerlein betrete.

Darauf ließen die weisen Männer ihr sagen, sie möge in der nächsten Nacht, wenn ihr Gemahl schlafen würde, die Bedeckung von dessen Füßen abzustreifen suchen. Tophas that so, wie ihr geheißen worden war. Sie streifte in der That die Bedeckung von den Füßen des Doppelgängers Salomos ab, und siehe da, zu ihrem nicht geringen Entsetzen fand sie, daß er Hahnenfüße hatte.

Nachdem dies dem Synedrium berichtet worden war, ließ es durch einen Bedienten des Pseudokönigs das goldene Kettlein, auf dessen jedem Gliede der Schem eingetragen war, und den Siegelring Salomos heimlich entwenden, und nachdem dies geschehen war, übergab man beides dem wahren Könige Salomo.

Dieser weilte nicht lange und betrat alsbald das Gemach des Fürsten der Schedim, dem er den vielwirkenden Talisman vorhielt.

Als Aschmadai diesen ersah, da erdröhnte abermals der ganze Palast von drei furchtbaren Donnerschlägen, die Zimmerdecke barst, und Aschmadai entfloh, indem er wieder seine frühere teuflische Gestalt annahm, unter furchtbarem Rauschen der riesigen schwarzen Fittige, die er wieder ungeheuer weit ausgedehnt hatte, entfloh er und ward nimmer gesehen.

Salomo jedoch, den wieder der frühere Glanz und die ehemalige Pracht umgab, soll noch lange nachher in großer Furcht vor dem Meister der Schedim geschwebt haben; denn es heißt in seinem Liede der Lieder:

„Siehe, das Bett Salomos, sechzig Helden umgeben es von den Helden Israels, alle mit Schwertern bewaffnet, kriegsgelehrt, jeder sein Schwert an der Lende, vor dem Grauen der Nächte."

Hier und dort.

* **Berlin**, 13. Juli. Die antisemitische Presse giebt die Mitteilung über das von uns veröffentlichte Preisausschreiben des D.-J. G.-V. wie folgt wieder: „Neue jüdische Moral. Da sich die bisher im Gebrauche stehenden Lehrbücher für den Moral-Unterricht jüdischer Kinder als „unpraktisch" erweisen

haben, erläßt der „Deutsch-Israelitische Gemeindebund“ ein Preisausschreiben für eine, dem Verständnisse zwölfjähriger Schulkinder angepaßte Bearbeitung der „Grundsätze der jüdischen Sittenlehre.“ In Parenthese fügt sie hinzu: „Dabei soll wohl den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung getragen werden?“ Wir haben ein solches „Mißverständnis“ erwartet; denn die antisemitische Presse müßte ihren Charakter verleugnen, wollte sie einen das Judentum betreffenden Bericht ehrlich und objektiv lesen.

* **Berlin**, 14. Juli. Das Kapitel „Antisemitismus in Badeorten“ scheint kein Ende nehmen zu wollen. Den Stoff für dieses Kapitel liefert uns die gegnerische Presse. So finden wir in der „Deutschen Zeitung“ ein Inserat eines Herrn Rudolf Vollrath, der seinen „Gasthof zum Deutschen Haus“ in Trautheim bei Nieder-Ramstadt im Odenwald mit den Worten empfiehlt: „Die Deutschen sind daselbst unter sich, denn Juden finden keine Aufnahme.“ Andererseits glauben wir, eine in der „Vossischen Zeitung“ abgedruckte Erklärung über die Ursache der judenfeindlichen Kundgebungen in Juist nicht unterdrücken zu dürfen. Ein Leser des Blattes erzählt: „Ich war im August vorigen Jahres in Juist und habe in den ersten Wochen meines Aufenthalts weder bei den Insulanern noch bei den Kurgästen eine antisemitische Gesinnung wahrgenommen. Die jüdischen Familien, die die Insel aufgesucht hatten, schienen sich dort durchaus wohl zu fühlen, und haben auch ihrerseits keine Veranlassung zu einer Störung des guten Einvernehmen mit den übrigen Sommergästen gegeben. Dagegen war es wiederholt vorgekommen, daß Israeliten, die von Norderney aus einen Ausflug nach Juist unternommen hatten, durch ihre abfällige Kritik des doch erst im Entstehen begriffenen Badeortes den Unwillen der Juister erregt hatten. Eines Tages traf wieder eine jüdische Gesellschaft aus Norderney ein und machte sich im Hotel Itzen wie gewöhnlich über die primitiven Einrichtungen des Seebades lustig. Der Kellner, dem eine ganze Reihe von Fragen nach dem Kurhause, der Kurkapelle &c. vorgelegt wurde, konnte natürlich auf diese Fragen nur immer die eine Antwort geben: „Das haben wir in Juist noch nicht“, worauf dann jedesmal ein höhnisches Gelächter folgte. Kein Wunder, daß der Kellner schließlich, nach den Wohnungsverhältnissen befragt, einfach erwiderte: „Juden bekommen hier überhaupt keine Wohnung“. Die Gäste aus Norderney, die offenbar garnicht begreifen konnten, daß es noch Menschen giebt, die nicht eines glanzvollen Badelebens, sondern lediglich der Gesundheit und Erholung wegen ins Bad gehen, und daß weniger wohlhabende Leute auch mit bescheideneren Einrichtungen zufrieden sind, hatten die derbe Antwort wohl verdient. Ihr protzenhaftes, geradezu herausforderndes Benehmen hatte auf alle Anwesenden einen höchst unangenehmen Eindruck gemacht, der Vorfall wurde im Orte lebhaft besprochen und kurze Zeit darauf, wenn ich nicht irre, noch an demselben Tage, fand man die Giftbude, den Gepäckausgabeschuppen und noch einige andere Stellen mit der Inschrift: „Juden raus“ versehen.“

* **Berlin**, 14. Juli. Propst Faltin aus Kischinew, der Hauptstadt der südrussischen Provinz Bessarabien, berichtete in einer am 10. d. M. abgehaltenen Versammlung über seine Arbeit an den Juden in Kischinew. Nicht als eigentlicher Judenmissionar, so erklärte Redner, sei er thätig, sondern als Pfarrer der Deutschen und der evangelischen Soldaten in Kischinew. Von den Juden Kischinews habe er bis jetzt 276 für das Christentum gewinnen und taufen können. Von diesen seien fünf als Geistliche thätig; einer sei Reiseprediger und eine Anzahl von Proseliten wirke als Missionare.

* **Berlin**, 14. Juli. Eine für jüdische Kultusbeamte sehr wichtige Entscheidung hat das Reichsgericht gefällt. Nach § 52 des preußischen Gesetzes vom 23. Juli 1847 über die Verhältnisse der Juden dürfen die gewählten Kultusbeamten in ihr Amt nicht eher eingewiesen werden, als bis die Regierung erklärt hat, daß gegen ihre Annahme nichts zu erinnern ist, und es hat die Regierung bei dieser Erklärung außer den Förmlichkeiten der Wahl nur darauf Rücksicht zu nehmen, ob die gewählten Kultusbeamten unbescholtene Männer sind. In Bezug auf diese Bestimmungen hat das Reichsgericht ausgesprochen, daß dieselben sich nur auf die erste Wahl und die Einweisung in das Amt, nicht aber auf den Fall beziehen, wenn es sich darum handelt, einen bereits bestätigten und im Amt befindlichen Kultusbeamten noch länger zu belassen; ein Verlängerungsvertrag bedarf keiner Bestätigung der Regierung. „Der Grund des ersten Richters, daß sich inzwischen Bedenken gegen die Unbescholtenheit des Kultusbeamten ergeben haben könnten, erscheint nicht durchgreifend, da der Aufsichtsbehörde auch während des noch bestehenden Vertragsverhältnisses die Befugnis zusteht, im Interesse der öffentlichen Ordnung einzuschreiten und nötigenfalls die Entfernung des Betreffenden aus dem Amt herbeizuführen. Mit Recht hat der Berufungsrichter ferner darauf Gewicht gelegt, daß hinsichtlich der Dauer der Annahme eines Kultusbeamten der Regierung eine Einwirkung überhaupt nicht eingeräumt ist und daß ein sachlicher Unterschied zwischen der im Vertrage durch Nichtausübung des Kündigungsrechts vorgesehenen stillschweigenden Verlängerung des Vertrages und einer demnächst ausdrücklich vereinbarten Verlängerung nicht anzuerkennen ist. Der Regierungspräsident hat dann auch selbst in der Verfügung vom 30. Juni 1893 erklärt, daß die Bestätigung eines Verlängerungsvertrages durch gesetzliche Bestimmung nicht vorgeschrieben sei.“

* **Berlin**, 14. Juli. Nach einer jüngsten Entscheidung des Reichsgerichts ist jede Störung von Gottesdiensten strafbar, selbst wenn keine Unterbrechung oder Störung der Funktion des Geistlichen herbeigeführt wurde, ebenso ist die Mitwirkung an der Störung durch lautes Sprechen, Lachen, auffallendes Singen strafbar. Die Strafe lautet auf Gefängnis bis zu 3 Jahren.

* **Berlin**, 15. Juli. Geh. Sanitätsrat Dr. Moritz Kirstein ist am Sonntag, 66 Jahre alt, gestorben. Dr. Kirstein gehörte seit Jahren dem Repräsentanten-Kollegium an. Vor sieben Jahren von den „Liberalen“ gewählt, wurde er von ihnen bei der letzten Wahl nicht mehr aufgestellt, weil er angeblich „zu konservativ“ gewesen. Dies war für die Oppositionspartei Grund genug, den Verstorbenen auf den Schild zu heben; er wurde vom Zentralverein für die Interessen der jüdischen Gemeinde aufgestellt und am 28. November vorigen Jahres wiedergewählt. Gleich nach der Wahl wurde bekannt, daß Dr. Kirstein den Voraussetzungen, unter denen er gewählt worden war, nicht entsprach, und Herr Dr. Kirstein war ehrlich

genug, hierüber keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Bei der ersten Gelegenheit fiel er geräuschvoll um, so daß die Reihe der Enttäuschungen, die wir Oppositionellen nach den Wahlen erlebt, mit dem Namen Kirstein eröffnet werden mußte. Indem er mit den Anhängern des alten Kurses in Berlin gemeinsame Sache machte, war Dr. Kirstein unser Gegner geworden; indem er seinen Umfall nicht zu vertuschen suchte, war er ein ehrlicher Gegner gewesen, und nun der kühle Rasen seine leibliche Hülle deckt, rufen wir dem Entschlafenen nach: Ruhe in Frieden!

* **Berlin**, 15. Juli. An Stelle des verstorbenen Geheimrat Dr. Kirstein tritt jetzt Rechtsanwalt Eugen Apolant in das Repräsentanten-Kollegium ein. Auch Herr Apolant gehört der vom „Zentralverein" aufgestellten Kandidatenliste an.

Königsberg i. Pr., 12. Juli. Die neue Synagoge am Lindenmarkt wird am 25. August feierlich eingeweiht werden. Hoffentlich wird bis dahin unser leider schwer erkrankter Rabbiner, Herr Dr. Bamberger, wieder hergestellt sein, damit ein Bau, dessen Errichtung seiner Initiative zu verdanken ist, von ihm eingeweiht werde.

Königsberg i. Pr., 13. Juli. Der Abg. Liebermann von Sonnenberg tritt hier wieder als Redner auf und abermals gegen ein Entree von 50 Pfennigen. Ahlwardt hat es doch viel billiger gemacht. (A. hat es auch nicht so weit gebracht, wie L. es bringen — möchte. Red.)

t. **Memel**, 13. Juli. Hier sind wieder eine Reihe von Ausweisungen jüdischer Einwohner, die zum Teil schon lange Jahre hier am Orte weilen, verfügt worden. Die mit einer Ausweisungs-Ordre Bedachten — etwa 40 Personen — die binnen drei Monaten Memel zu verlassen haben, sind teils naturalisierte Engländer, teils russische Unterthanen.

u. **Halberstadt**, 12. Juli. Die hiesige Gemeinde darf nach allen Richtungen hin als Mustergemeinde hingestellt werden. Mitten in einer Umgebung, die in Bezug auf jüdisches Leben und das Leben des Judentums als eine Wüste bezeichnet werden muß, bildet Halberstadt eine Oase, in der frisches Leben pulsiert, das durch der Zeiten Lauf nicht geschwächt worden ist. Und auch in ihrem Verhalten gegenüber den geistlichen Beamten bildet unsere Gemeinde eine rühmliche Ausnahme. Fest wie das Gefüge der Gemeinde selbst, ist ihr Verhältnis zu den Beamten. Der Rabbiner erfreut sich eines weitgehenden Einflusses, die Lehrer einer geachteten Stellung, und jetzt ist auch der erste Chasan der Gemeinde, Herr F. Senior, definitiv mit Pensionsberechtigung angestellt worden. Manch andere Gemeinde könnte und sollte von Halberstadt lernen.

n. **Aus dem Rheinlande.** In Ihrer jüngsten Nummer bringen Sie einen Artikel Ihres f.-Korrespondenten aus Hessen, worin er die häufige Ausschreibung der Stellen in Ober-Ramstadt und Schweich tadelt. Was nun letztere Stelle betrifft, so befindet sich der betr. Herr in einer Unkenntnis der Sache. Wohl war sie im Laufe des letzten Jahres öfters ausgeschrieben, allein sie war seit Herbst v. J. unbesetzt geblieben, und der letzte Lehrer, der über 2 Jahre dort war, wäre vielleicht auch noch länger geblieben, wenn er nicht plötzlich als Reichsausländer ausgewiesen worden wäre. Auch fast alle früheren Beamten dieser Gemeinde, die sämtlich mehrere Jahre dort waren, denken wohl heute noch mit Vergnügen an Schweich. So viel zur Klärung. Im übrigen, was Ober-Ramstadt betrifft, mag der Herr ja die dortigen Verhältnisse besser kennen und richtiger beurteilen.

Dessau, 12. Juli. Im Namen der Gemeinden des Landrabbinats überbrachte Landrabb. Dr. Freudenthal die Glückwünsche am 25. Jubiläumstage des Herzogs Friedrich. Es verdient weiteren Kreisen bekannt gegeben zu werden, daß der Rabbiner unmittelbar dem Generalsuperintendenten folgte.

Hamburg, 12. Juli. 23 mittellose israelitische Rückwanderer sind am 4. d. M. mit dem Dampfbote „Wega" von London hier angekommen. Nachdem der Hafenarzt die Leute auf den Gesundheitszustand geprüft hatte, nahm das Hilfskomitee sich ihrer an.

Wien, 10. Juli. Bei den Gemeinderatswahlen in Florisdorf bei Wien, das erst kürzlich mit den umliegenden Ortschaften zu einer Großgemeinde vereinigt worden ist, siegten im dritten Wahlkörper die antisemitischen Kandidaten über die Liberalen und die Sozialdemokraten. Auch in Alt-Indlesen (Nied.-Oest.) siegten die Kandidaten der antisemitischen Bauernpartei.

h. **Wien**, 12. Juli. Der bewegliche Nachlaß des Baron Hirsch ist inventarisiert. Er besteht nach einer Mitteilung des Brünner Landgerichts aus Depots bei verschiedenen Banken in der Höhe von 113 904 000 Franks, aus Konto-Korrent-Guthaben im Gesamtbetrage von 9 706 956 Franks, aus einem Vorschuß an eine Firma in Paris gegen Faustpfand im Betrage von 19 811 175 Franks und aus diversen ausstehenden Guthaben 4 907 859 Franks 83 Centimes. Danach würde sich das gesammte bewegliche Nachlaßvermögen des Baron Hirsch auf 145 zuzüglich des Guthabens bei einem nicht genannten Schuldner auf 150 Millionen Franks belaufen, eine Summe, die trotz ihrer Höhe hinter den Schätzungen, die man früher rücksichtlich des Vermögens des Baron Hirsch machte, zurücksteht.

□ **Krakau**, 9. Juli. Pater Chotkowsky, von dessen Mär, jüdische Lehrer hätten hier christlichen Religionsunterricht erteilt, Sie berichtet haben, ist hier bei den letzten Gemeinderatswahlen glänzend durchgefallen. Von den 1900 Stimmen der ersten Kurie erhielt Chotkowsky 340, während auf seinen Gegner Kasparek über 1000 Stimmen sich vereinigten. Diese Niederlage ist umso empfindlicher, als in dieser Kurie die Juden blos über 180 Stimmen verfügen. Herr Kasparek hatte bekanntlich im Gemeinderat den Antrag gestellt, den Abgeordneten Pater Chotkowsky amtlich zu zwingen, seine unwahre Mitteilung im Reichsrate zu widerrufen. Mit diesem Antrage blieb K. in der Minorität, nun aber haben die Wähler das Urteil gesprochen.

-y. **Pest**, 10. Juli. Unsere hiesigen Glaubensgenossen machen von dem Rechte, mit Andersgläubigen Ehen eingehen zu dürfen, ausgiebigen Gebrauch. Im Laufe der vorigen Woche sind bei den Budapester Standesämtern insgesamt 23 Eheschließungen von Juden angemeldet worden. Unter diesen sind in 17 Fällen beide Brautleute Mitglieder des Judentums, während in sechs Fällen nur noch Braut oder Bräutigam dem jüdischen Glauben angehören. — Es verlautet hier, daß demnächst ein ungarischer Oberrabbiner Sitz und Stimme im Magnatenhause erhalten soll, gleich den Repräsentanten der

katholischen Geistlichkeit. — Am 12. d. M. erreicht das Mitglied des kön. ungar. Magnatenhauses, Herr Heinrich Lévay de Kistelek, das 72. Jahr seines an Thaten und Erfolgen reichen Lebens. Bis allher hat er — wenn auch nur nominell — dem Judentume angehört, das ihm jedenfalls mehr geboten, als er demselben geleistet hat. Denn — um nur eine Thatsache zu erwähnen — als in der Tisza-Aera „des Prinzipes wegen" drei Juden ins ungarische Oberhaus für die Lebensdauer ernannt wurden, so waren diese: Dr. Ignaz Hirschler, Heinrich Lévay de Kistelek und Carl Sváb. Herr v. Lévay hatte es daher einzig und allein seinem Bekenntnisse zu verdanken, daß er diese hohe Würde erreichte. Und aus purer Dankbarkeit wendet der Greis, welcher mit einem Fuße schon im Grabe steht, seiner Religion den Rücken und läßt sich an seinem Geburtstage, damit die Feier desselben mit mehr Eklat vor sich gehe, durch den Raaber Pfarrer in den Schoß der Kirche aufnehmen! Ueber den Beweggrund, der Herrn v. Lévay zu diesem Schritte veranlaßt haben mag, zerbrechen sich gar viele ihre Köpfe. Ein Blatt bemerkt: „Nicht irdischer Vorteile wegen schreitet Herr v. Lévay zur Konversion, denn bei seinem hohen Alter kann er doch auf nichts mehr rechnen, als auf ein schönes Leichenbegängnis und auf die Glückseligkeit im Jenseits. Trotzdem wird von mancher Seite behauptet, er trete zum Christentum über, um Baron zu werden. Dieser Grund ist hinfällig, Baron hätte Herr v. Lévay auch als Jude werden können. Ist es ja noch nicht so lange her, daß ein Jude, Herr Sigmund Schosberger de Tornya, die ungarische Baronie erhalten hat." — Der israelitische Landes-Lehrerverein entsandte aus seiner jüngst stattgehabten Ausschußsitzung unter Führung seines Vizepräsidenten Philipp Csukássy eine Deputation an den Kultusminister Dr. Wlassics. Der Minister empfing die Mitglieder der Deputation aufs freundlichste und sprach, in Erwiderung der an ihn gerichteten Ansprache, seine Anerkennung aus über die patriotische und kulturelle Wirksamkeit des Vereins, indem er zugleich seinem Bedauern darüber Ausdruck verlieh, daß er bei der Versammlung zu erscheinen verhindert sei, doch werde er sich bei derselben vertreten lassen. — Die ungarische Litteraturgesellschaft schreibt die Preisfrage: „Darstellung und Würdigung der bestehenden Organisation der europäischen Judenschaft auf historischer Grundlage" zum zweiten Male aus, da das einzige eingesandte Konkurrenzwerk nicht acceptiert wurde. Die Arbeit kann in ungarischer, deutscher, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein. Die Herausgabe durch die Gesellschaft erfolgt jedoch nur in ungarischer Sprache und bleibt das Editionsrecht in anderen Sprachen dem Autor gewahrt. Die mit Motto versehenen Briefe und die von fremder Hand geschriebenen Werke sind an das Präsidium der Gesellschaft (Budapest Hollógasse Nr. 4) bis 30. April 1898 einzusenden.

w. **Pest**, 12. Juli. In Debreczin wurde bei Gelegenheit der Einweihung der dortigen Synagoge das Gerücht verbreitet, die Juden müßten aus diesem Anlasse 10 Christenkinder opfern, und der Kaiser habe diesen Mord billigen müssen, weil er den Juden viel verdanke. Der Urheber dieses verleumderischen Geschwätzes ist jedoch ermittelt worden und wird sich bald vor den Schranken des Gerichts zu verantworten haben.

⚒ **Graz**, 11. Juli. Der hiesige Antisemitenführer Feichtinger, den man den „Grazer Lueger" nannte, wurde wegen Krida und Veruntreuung zu einem Monat Kerker, verschärft mit hartem Lager, verurteilt.

o. **London**, 5. Juli. Nach englischem Eherecht, welches in diesem Falle dem jüdischen analog ist, war bis jetzt die Ehe zwischen Schwager und Schwägerin verboten. Das Unterhaus hat kürzlich durch eine Bill dieses Verbot aufgehoben; das Oberhaus hat demselben zwar zugestimmt, aber so viele Erschwerungen und Beschränkungen hineingebracht, daß das Unterhaus dem Gesetze in dieser Form kaum zustimmen dürfte.

— Die Sängerin, Fräulein Rosa Olitzki, trat kürzlich im Covent-Garden-Theatre auf und sang die Partie der Ortrud in Wagners Lohengrin. Das Publikum zeigte sich äußerst enthusiasmiert, sämtliche Zeitungen erkennen die herrliche Stimme und den seelenvollen Vortrag der gefeierten Sängerin an. Dieselbe ist, wenn wir nicht irren, die Tochter des verstorbenen Kantors Olitzki zu Berlin. (Stimmt. Red.) — Fräulein Johanna Heymann, die Tochter des Oberkantors Heymann zu Amsterdam, tritt gleichfalls zur Zeit hier mit großem Erfolg als Virtuosin auf dem Klavier auf.

⊙ **Paris**, 12. Juli. Madame Furtado-Heine, der großen Pariser Philanthropin, der Nichte Heinrich Heines, wurden vom Minister des Innern die Insignien eines Offiziers der Ehrenlegion überreicht. Diese Auszeichnung wurde ihr anläßlich der offiziellen Einweihung der von ihr gegründeten Kinderbewahranstalt, die eine der schönsten Institutionen ihrer Art ist. Der Präsident der Republik sowohl als der Kriegsminister wohnten der Eröffnungsfeier bei. Der Minister des Innern rühmte in seiner Ansprache die Großherzigkeit der Frau Furtado-Heine, die, verbunden mit wahrhafter Intelligenz, zur doppelten Segensquelle wird. — Bei Gelegenheit der Zarenkrönung war in der Pariser Hauptsynagoge ein Gottesdienst abgehalten worden, bei welchem der Großrabbiner von Frankreich, Herr Zadoc Kahn, die Ansprache hielt. Nunmehr ist dem Geistlichen von dem derzeitigen Geschäftsträger Rußlands in Paris, von Giers, folgendes Dankschreiben zugegangen: „Wir haben erfahren, daß Sie auf Veranlassung einiger russischer Juden in der Synagoge der Rue de la Victoire bei Gelegenheit der Krönung Ihrer Majestäten einen Gottesdienst veranstalteten. Während der Feier hielten Sie eine Predigt über das frohe Ereignis, das Rußland zu gleicher Zeit in Freude versetzte. Ich erfülle eine angenehme Pflicht, indem ich Ihnen den Dank der kaiserlichen Botschaft ausspreche, sowohl für Ihre Bemühung, die in Paris lebenden russischen Juden im Gebet mit ihren Landsleuten zu Hause zu vereinigen, als auch für die Gefühle, deren beredter Dolmetscher Sie bei der Gelegenheit waren". — Im Hospital St. Antoine ist Herr Juda Sapirstein gestorben. Der Verblichene kam vor zwei Jahren, empfohlen durch eine Reihe von Novellen, die er in der Sammlung „Ben Awigdor" veröffentlicht hatte, aus Warschau hierher, um seinen Studien obzuliegen und gehörte bald zu den geachtetsten Mitgliedern der „Association des étudiants russes", die sich die Pflege der hebräischen Litteratur und Sprache angelegen sein läßt. Leider hatte auch er, wie die meisten anderen Glieder dieses Kreises,

mit des Lebens Not zu ringen, und diesem Kampfe war sein schwacher Körper nicht gewachsen. Ein Brustleiden, dessen Keime er bereits lange in sich trug, machte reißende Fortschritte, und ihm ist er denn auch nach langem Todeskampfe erlegen. Seine Beerdigung, deren Kosten das Consistoire israélite und die „Société du repos éternel" trugen, fand unter zahlreicher Beteiligung statt.

g. **Paris**, 12. Juli. Zu Rouen fand am 25. Juni die Trauung des Herrn Lucien Mayer, Neffen des dortigen Grand-Rabbi Mayer, statt, welch' letzterer auch den Weiheakt vollzog. Der Feierlichkeit wohnte auch der Maire von Rouen, M. Laurent, bei. Bei dem Hochzeitsmahle brachte der letztere einen Toast aus auf den Bräutigam, seinen hochachtbaren und tüchtigen Mitarbeiter. Gleichzeitig sprach der Redner den Juden seine vollste Sympathie aus, seine hohe Achtung der Gewissensfreiheit und der Verpflichtung, allen religiösen Meinungen und ihren Bekennern gleiches und volles Recht zukommen zu lassen. — Bei Gelegenheit der Einweihung des Monuments des ermordeten Präsidenten Carnot in Nancy, welcher der Minister des Innern Barthon und der Handelsminister Baucher beiwohnten, wurden auch die Spitzen der jüdischen Bevölkerung empfangen. Als ihr Sprecher fungierte der Grand-Rabbin Bloch, der in seiner Ansprache die Repräsentanten einer liberalen Regierung begrüßte, die gewillt sei, allen Konfessionen mit gleicher Achtung zu begegnen. In seiner Erwiderung erklärte der Minister Barthon, daß der Vorredner nur denjenigen Gefühlen Ausdruck gegeben habe, die er selbst und seine Kollegen im Herzen trage.

r. **Petersburg**, 12. Juli. Erst jetzt wird ein den Juden freundliches Wort unseres Zaren bekannt. Nach der Katastrophe auf dem Chodynskojfelde trug man zahlreiche Verwundete in das nahegelegene jüdische Spital, wo sie von den jüdischen Aerzten in aufopferungsvoller Weise gepflegt wurden. Am Tage nach der Katastrophe besuchte der Zar sämtliche Spitäler, in denen die Verwundeten Aufnahme gefunden hatten, darunter auch das jüdische. Nachdem er den einzelnen Verwundeten seine Aufmerksamkeit gewidmet und die im Spitale herrschende Ordnung und Sauberkeit gerühmt hatte, sprach er zu dem Leiter des Spitals: „Es freut mich sehr, zu sehen, wie die Juden an dem Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe so warmen Anteil genommen haben".

St. **New-York**, 1. Juli. Man muß durchaus nicht ein „Bruder" des Freimaurer-Ordens sein, um zu wissen, daß die Symbolik desselben der Symbolik des Salomonischen Tempelbaus entlehnt ist, wie solche in der Bibel beschrieben und in der jüdischen Tradition weiter ausgetragen ist. Die ganze Salomonische Erzählung ist in das Freimaurer-Ritual übertragen worden und der überwiegende Teil der Mysterien läßt sich auf einzelne Mythen im Midrasch zurückführen. Trotzdem aber hat man in verschiedenen Logen Deutschlands, besonders in den Berliner Logen, den Juden die Aufnahme verweigert, weil eben Rassen- und Religions-Vorurteil keine Raison kennt und von Argumenten keine Notiz nimmt. Es hat daher in jüdischen Kreisen, ob der Brüderschaft angehörend oder nicht, einen wohlthuenden Eindruck gemacht, daß der Großmeister des Staates New-York, John Stewart, den Rabbiner H. P. Mendes zum Kaplan der Großloge ernannt hat — eine hohe Ehrenstellung, welche bis jetzt noch keinem Juden übertragen wurde. — Die nächste Zentral-Konferenz amerikanischer Rabbiner wird in diesem Monat in Milwaukee abgehalten werden. Unter den Rabbinern, welche theologische Abhandlungen vortragen werden, befinden sich die Namen von Dr. Silverman, New-York, ferner die Rabbiner W. Rosenau von Baltimore, E. Großmann von Detroit, J. Aaron, Buffalo, Philipson, Cincinnati, B. Felsenthal, Chicago, Prof. Deutsch, Cincinnati. — Die 24. Schlußprüfung des Rabbiner-Seminars zu Cincinnati fand vor 14 Tagen statt; Rabbiner Dr. Mayer von Pittsburg hielt die Ordinations-Predigt. Die folgenden Kandidaten erhielten das Maturitätszeugnis und beinahe alle haben schon eine Anstellung gefunden: Fred. Cohn, Providence; Gus Levenstein, Cincinnati; Harry Mann, Pittsburg und Abraham Messing, Chicago.

X. **Washington**, 1. Juli. Präsident Cleveland hat an den Verfasser des bekannten, auch in Ihrem Blatte besprochenen Buches „Der amerikanische Jude als Patriot und Soldat", Herrn Wolf, für die Uebersendung desselben einen Dankbrief gerichtet, in welchem es heißt: „Ich habe mit großem Vergnügen Ihr ausgezeichnetes Werk gelesen, denn es erweist Gerechtigkeit einem Volke, dem sie nicht immer zugestanden wird." Aehnliche Briefe schrieben unter anderem Kardinal Gibbons, Bischoff Keane und eine Reihe anderer bedeutender Männer. Die zweite Auflage des Buches ist soeben erschienen.

---

* **Aus den Gemeinden.** Zum Leiter der Talmud-Thora-Schule in Kempen ist Herr Lehrer Gans aus Frankfurt a. M. gewählt. — Am 1. d. M. feierte Herr Lehrer Stillmann in Nakel sein 50jähriges Amtsjubiläum.

— **Vakanzen: Lörrach** (Baden). Sof. Rl. K. Sch. Fix. 800, Nbk. 800 Mk. u. fr. Wohn. Reisek. d. Gew. Meld. an Moritz Nordmann. — **Regensburg.** K. Sch. mit gut. Stimme. Fix. 1800 Mk. und fr. Wohn. — **Gilserberg.** L. K. Einkommen 1000 Mk., Meldung an Rabb. Dr. Munk, Marburg.

Brief- und Fragekasten.

1. Ist der Lehrer einer jüdischen Elementarschule, auch wenn letztere nicht öffentlich ist, von der Zahlung einer Kommunalsteuer nach dem Gesetze vom 23. Sept. 1867 § 1[3] befreit? 2. Kann er, wenn er diese Steuern bereits drei Jahre bezahlt hat, auf eine Rückerstattung derselben dringen? D.

1. Ist ein Jude, der seinen Austritt aus dem Judentum vor Gericht erklärt hat und sich der freireligiösen Gemeinde angeschlossen, ein מומר? 2. Darf man den oben Bezeichneten zum מוהל nehmen? N.—Z.

Die Antikritik über das „Westf. Gebetbuch", die Anzeige des Werkes „Gegensinnige Wörter im Alt- und Neuhebräischen", der Bericht über die Rabbinerwahl in Gießen, u. a. m., mußten wegen Raummangels zurückgestellt werden.

Wir bitten wiederholt, alle Zuschriften für die Redaktion direkt an unseren Redakteur, „Berlin NO. 18", zu adressieren.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 8.